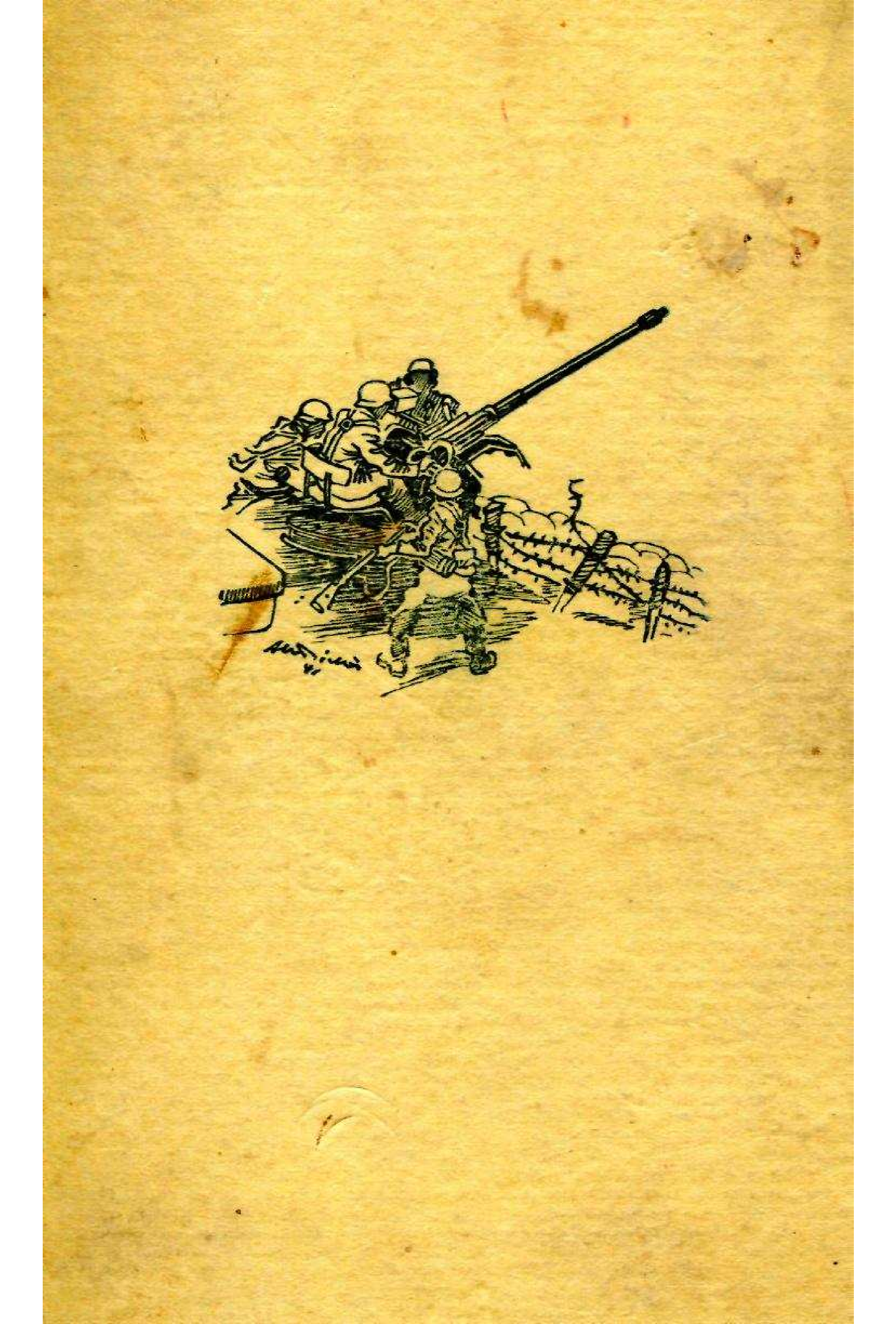




Helmut Schwarz

Fünftes Geschütz! Feuer frei!

Erlebnisse der Mannschaft eines
leichten Flakgeschützes im Kriege

1942

Buchschmuck von Alexander Pietà

Franz Schneider Verlag, Berlin und Leipzig

Inhalt

 / Franz Schneider Verlag, Berlin-Grunewald / Printed in Germany. Druck: Zaberner Druckerei, Zabern i. Els. / Bestellnummer 378

Einleitung

Die „Leichte Flakartillerie“ — die 2 cm Flak 30 oder 38 — ist eine Gemeinschaftswaffe im wahrsten Sinne des Wortes. Die kleinste Einheit ist das Geschütz mit seiner Bedienung von wechselnder Stärke. Geschützführer ist meist ein Unteroffizier.

Ein einzelnes Geschütz vermag bei der Luftabwehr — trotz aller Feuerkraft der hervorragenden 2 cm-Schnellfeuerkanone — kaum eine Rolle zu spielen. Das leuchtet uns ein, wenn wir bedenken, daß das zu bekämpfende Ziel, also das feindliche Flugzeug, eine Strecke von 80, ja 100 Meter und mehr in der Sekunde zurücklegt.

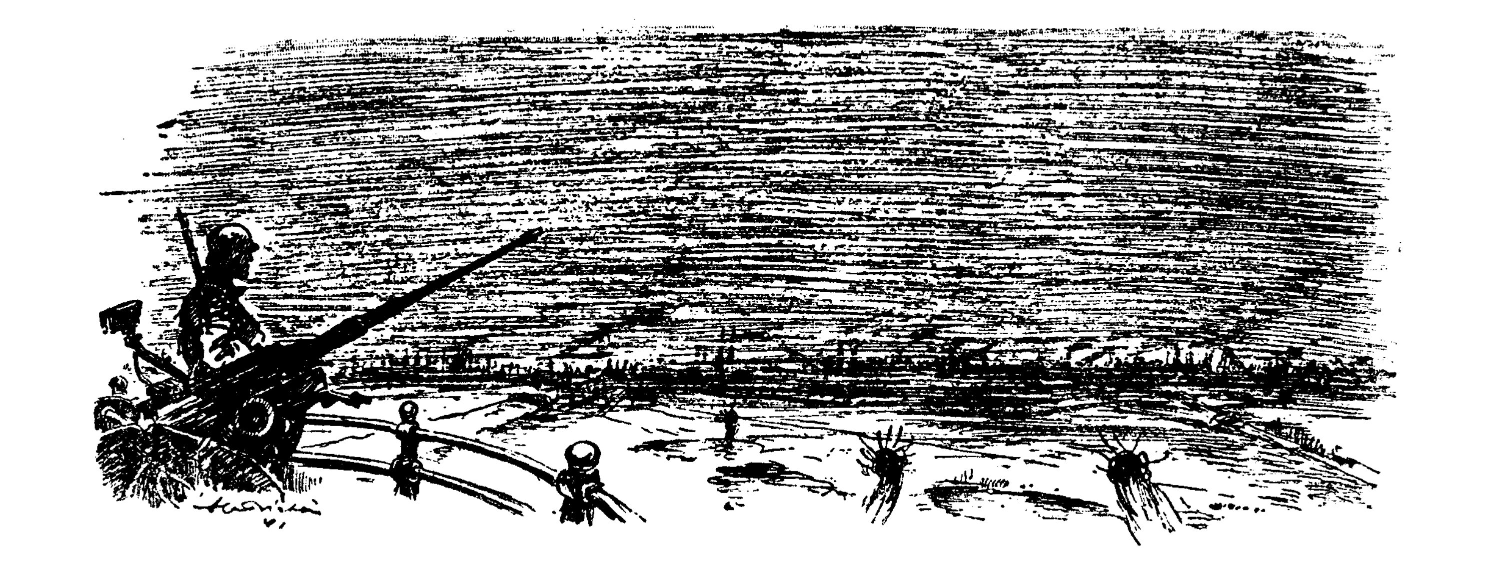
Es werden daher stets die drei Geschütze eines Zuges ihr Feuer vereinigen, oder es werden sogar mehrere Züge — die dann die Batterie bilden — das gleiche Ziel von verschiedenen Seiten unter Feuer nehmen. Ist eine Maschine erst einmal in die gutliegenden Garben der leichten Waffe gekommen, so wird sie, wenn nicht besonders günstige Umstände für sie vorliegen, kaum unbeschädigt entkommen können.

Jeder einzelne am Geschütz, sei es nun der Geschützführer, der Richtkanonier, der Flugmeldeposten, Entfernungsmesser oder Munitionskanonier, ist nur ein kleines Rad im Räderwerk des Ganzen, aber jeder ein wichtiges, unentbehrliches. Versagt einer im entscheidenden Augenblick, so kann die Feuerbereitschaft des ganzen Geschützes in Frage gestellt sein. Andererseits vermögen Schneid und Entschlossenheit

selbst des letzten Kanoniers alle anderen mitzureißen. Es kommt also bei der leichten Flakartillerie auf die genau eingespielte, hervorragend geschulte, äußerst wendige Einheit der gesamten Geschützbedienung an, von der jeder Handgriff gedankenschnell und doch peinlichst genau ausgeführt wird.

Das heißt nun nicht, daß es dem einzelnen Offizier oder Mann einer solchen Einheit nicht möglich wäre, etwas Besonderes zu leisten. Deutsche Flaksoldaten haben das schon in Spanien, dann in Polen, Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, auf den Kriegsschauplätzen des Balkan, in Nordafrika und im Osten bewiesen und beweisen es noch heute Tag für Tag.

So handelt dieses Buch nicht von den hervorragenden Taten eines Einzelnen, sondern es wird hier der Versuch gemacht, den Leistungen der leichten Flakartillerie im allgemeinen gerecht zu werden, jener Waffe, die, unermüdlich einsatzbereit, an der Front und in der Heimat den Luftraum bewacht und darüber hinaus überall wertvolle Hilfe bei den Erdkämpfen leistet.



Auf der Wacht

Am Rande einer niederrheinischen Großstadt, vielleicht fünfzig Meter vom Strom selbst entfernt, erhebt sich ein Holzturm. Wir alle haben ähnliche Türme schon gesehen: sie sind in Blockhausart aus Bohlen zusammengefügt, und oben auf der Plattform steht, für gewöhnlich mit einem Überzug bedeckt, ein leichtes Flakgeschütz. Die Unterkünfte für die Bedienungsmannschaft sind im Turm und dicht dabei angebaut, gegen Sicht und Splitter sachgemäß geschützt. In der Nähe rauchen die großen Schlote des Kraftwerkes, zu dessen Schutz diese Kanone neben vielen anderen eingesetzt ist. Der Posten oben am Geschütz kann freilich nicht viel mehr als dieses Kraftwerk sehen.

Hinter dem Deich verstecken sich unter Baumgruppen vereinzelte Bauernhöfe, und aus den Wiesen, mehr nach dem Wasser zu, blinken aus dem sumpfigen Gras dunkelgrüne Tümpel, die vom letzten Hochwasser zurückgeblieben sind. Pappeln und knorrige Weiden stehen rings herum. Parallel zum Rhein zieht sich eine breite Autostraße, von der ein betonierter Fahrweg zum Kraftwerk abzweigt.

Seit Kriegsbeginn ist das Werk durch Flak geschützt, die unermüdlich treue Wacht hält. — — —

Wieder einmal war die Stunde der Ablösung gekommen. Der Flugmeldeposten hatte auch diesmal vergeblich eine Stunde lang den Luftraum nach feindlichen Maschinen abgesucht. Nichts war zu sehen gewesen! Nun war er abgelöst und konnte die steile Leiter in den Unterkunftsraum hinuntersteigen.

Er meldete sich bei Unteroffizier Mentzel, dem Geschützführer des fünften Geschützes der Batterie Hagen, zurück. Dann setzte er sich zu seinen Kameraden.

„Na, Piccolo, wat Neues?" begrüßte ihn Konrad Mertens lachend in seiner unverfälschten Berliner Mundart.

„Nein, Konny, wieder mal nichts!" erwiderte Günter Senkpiel. Er war der Jüngste am Geschütz, ziemlich klein und schmächtig, dazu erst gerade achtzehn Jahre, also mit einem gewissen Recht „Piccolo" genannt. Er ließ sich den Namen auch gern gefallen, denn er wußte ja, wie die Kameraden es meinten.

Er hatte seinen dicken Übermantel ausgezogen und in den Spind gehängt.

„Wo soll denn auch ein Tommy oder Franzmann herkommen? Ist ja gar keiner gemeldet!" rief Kramer lachend von seinem Tisch am Fenster herüber und wies auf den Feldfernsprecher, vor dem er saß. Dann schrieb er weiter an seinem Tagebuch.

„Hast du nicht Lust mitzuspielen?" fragte Mertens wieder, „wie wär's, Piccolo? Kleiner Einsatz — hoher Gewinn! Etwas für ganz Schlaue!", fügte er mit einem Seitenblick auf seinen Nachbar hinzu. Das war der Gefreite Hoffmann, ein Rheinhesse aus der Gegend von Mannheim, gutmütig, aber ein bißchen langsam im Denken. Konny Mertens und sein Freund Hans Siebert, die Berliner Sportskanone, im zivilen Beruf Beifahrer einer großen Lebensmittelhand-

lung, hatten sich Hoffmann gerade aufgegriffen, um ihn zu dem ihnen fehlenden „dritten Mann“ auszubilden. Der Erfolg war wohl noch nicht so ganz nach ihren Wünschen, und deshalb suchten sie Ersatz, und von Piccolo wußten sie, daß er spielen konnte.

„Eigentlich wollte ich Zeitung lesen“, antwortete Senkpiel und sah sich suchend um.

„Wirst wohl kein Glück haben!“ sagte Konny und fügte leise hinzu: „Hat der Unteroffizier gerade.“

Ja, leider, so war es. Unteroffizier Mentzel saß am Nachbartisch, in seine Lektüre vertieft. Er war ein ernster, ruhiger Mann, ein wenig verschlossen, aber als Soldat und Vorgesetzter wirklich in Ordnung. Die Männer vom fünften Geschütz hätten sich keinen besseren wünschen können. Außerdem hatte Mentzel schon allerlei Fronterfahrung. Er war in Spanien mit dabei gewesen, dann wieder in Polen. Man sah es schon an den Auszeichnungen, die er trug.

Mit der Zeitung war es also nichts. Das sah Piccolo ein, und so setzte er sich zu den drei anderen und kloppte mit ihnen Skat, bis es dunkel wurde. Sterthoff lieferte die Begleitmusik dazu. Er lag auf seinem Bett und spielte Mundharmonika, unermüdlich und herzerweichend.

Alle Stunden zog einer auf Wache, immer der Reihe nach, wer dran war. Aber vom Tommy war nichts zu hören und zu sehen. So ging es nun schon einen Tag wie den anderen.

Plötzlich ging die Tür auf. Oberleutnant Hagen, der Batteriechef, trat ein.

„Achtung!“ rief Mentzel. Im Nu war alles aufgesprungen.

„Fünftes Geschütz bei der Freizeitgestaltung — ein Mann auf Posten — am Geschütz nichts Neues“, meldete der Geschützführer.

„Danke, Mentzel", erwiderte Oberleutnant Hagen, „kommen Sie, wir wollen mal nach oben, auf den ‚Turm', und Ausschau halten."

Er stieg, vom Unteroffizier begleitet, die Leiter nach oben. Konny auf Posten riß die Hacken zusammen und machte Meldung, indem er weiter den Luftraum beobachtete: „Flugmelde- und Alarmposten des fünften Geschützes: Gefreiter Mertens. Hauptbeobachtungsraum von 5 nach 12. Keine Flugtätigkeit."

Hagen legte die Hand an die Mütze und sah sich prüfend in der Runde um. Es war alles in Ordnung.

„Heute nacht wird's wohl was geben", meinte er, „von der Kanalküste sind schon feindliche Einflüge gemeldet. Flugrichtung Westdeutschland. Sollen ruhig kommen, wir werden ihnen schon zusetzen. Nicht wahr, Mertens?"

„Jawoll, Herr Oberleutnant!" kam es prompt zurück.

„Na, denn mal aufgepaßt und die Ohren steifgehalten! — Kommen Sie, Mentzel!"

Die beiden kletterten wieder hinunter. Unten verabschiedete sich Hagen von dem Führer seines fünften Geschützes mit Handschlag. „Ich weiß, ich kann mich auf Sie verlassen, Mentzel. Also: bis zum nächsten Mal!"

Und wirklich, der Oberleutnant war noch gar nicht lange abgefahren, da gab es Alarm.

Die Männer sprangen auf — Spielkarten, Mundharmonika, Zeitung, Tagebuch, alles flog auf den Tisch — und Sekunden später stand jeder an seinem Posten auf der Plattform. Den Überzug rasch vom Geschütz heruntergeholt, die Munition bereitgestellt. Der Richtkanonier — es ist der springlebendige künftige Volksschullehrer Kramer — hatte sich in seinen Sitz geschwungen und drehte mit Hilfe der beiden Richträder das Rohr in den befohlenen Ausschnitt.

Ein paar Schritte von den übrigen entfernt, um sie nicht in ihren Bewegungen zu behindern, baute sich Siebert mit seinem Entfernungsmeßgerät auf.

Von fernher drang das Wummern und Ballern schwerer Flakartillerie. In der Umgebung lebhafte Scheinwerfertätigkeit.

„Flugzeug im Scheinwerferlicht!" rief plötzlich der Geschützführer vom fünften Geschütz, seine Stimme klang ganz hell vor Freude, und er wies mit der Hand in die Richtung.

Tatsächlich glitzerte im Schnittpunkt von drei oder vier Scheinwerfern etwas Helles auf. War es ein Stern? War es eine Leuchtkugel? Oder nur eine Sinnestäuschung?

Nein, es handelte sich unzweifelhaft um eine Maschine, die erste, die die Flakscheinwerfer in dieser Nacht auffassen konnten. Die Kanoniere an ihrem Geschütz hatten eine Weile schon Motorengeräusch gehört. Einmal nah, einmal fern, anschwellend und abklingend. Unverkennbar war es der helle, singende Ton einer englischen Bristol-Blenheim oder eines Whitley-Bombers. Die Motoren deutscher Maschinen haben einen anderen, tieferen, mehr brummenden Ton.

Nun war es den Scheinwerfern geglückt, eines der Flugzeuge mit den langen, dünnen, tastenden Lichtfingern einzufangen. Flakgeschosse krepierten in seiner Nähe, wie Feuerwerk.

Der E-Meßmann, Gefreiter Siebert, las an seinem Meßgerät die Entfernung ab und rief fortwährend neue Zahlen, die sein Freund Konny an der Rechendose einstellte. Kramer, der K 1, drehte an seinen Richträdern und brachte das Reflexvisier immer wieder auf das Strahlenkreuz der Scheinwerfer, in dessen Mittelpunkt deutlich erkennbar das feindliche Flugzeug schwebte.

„Schade, noch zu weit entfernt!“ sagte Unteroffizier Mentzel und beobachtete durch sein Glas weiterhin mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegungen des Gegners. Der suchte der gefahrdrohenden Lichtfülle zu entkommen. Er kurvte wie besessen, er stieg, er fiel — vergeblich. Die Scheinwerfer hielten ihn fest.

Inzwischen rückten ihm die schweren Batterien immer mehr auf den Leib. Er mochte etwa 30 Sekunden, von den Scheinwerfern angestrahlt, geflogen sein, als er getroffen wurde.

„Volltreffer!“

„Unsinn, er weicht bloß aus!“

„Er sackt ab!“ Alles rief aufgeregt durcheinander.

Was war geschehen?

Das feindliche Flugzeug hatte sich den Lichtkegeln, trotz aller Akrobatenkunststücke, nicht entziehen können. Es blieb in der Helligkeit, und die Sprengpunkte der Flakgranaten lagen schon in gefährlicher Nähe. Endlich mußte eine unmittelbar vor ihm krepiert sein. Von der Erde jedenfalls sah es so aus, als ob das englische Flugzeug richtig in das krepierende Geschoß hineingeflogen wäre. Gleich darauf war auch nichts mehr von ihm zu sehen.

Die ungeheure Spannung löste sich. Piccolo Günter Senkpiel schlug dem neben ihm stehenden Hoffmann vor Freude so auf die Schulter, daß der leicht in die Kniee ging, und brüllte frohlockend:

„Wieder ein Tommy weniger! Der erste Abschuß! Hoffentlich nicht der letzte, den ich erlebe!“

„Wenn du so weiterschreist, kommt bestimmt kein Englishman mehr, du Depp!“ meinte Hoffmann, sich verstohlen die Schulter reibend.

Unteroffizier Mentzel, als erfahrener Flaksoldat, schien zu zweifeln.

„Tolles Ding!“ sagte er in seiner abgehackten Sprechweise und suchte weiter fieberhaft erst mit bloßem Auge, dann durch sein Fernglas nach dem verschwundenen Gegner, „tolles Ding! Abgeschossen ist er nicht. — War kein Feuerschein zu sehen — keine Rauchwolke — kein Absturz ...“

„Aber man hört auch kein Motorengeräusch mehr“, warf Kramer von seinem Sitz her ein.

„Eben! Das ist es gerade. Seltsam,“ meinte der Unteroffizier und schraubte an seinem Glase.

Plötzlich bekam ein Scheinwerfer den abgesackten Engländer wieder zu fassen. Der befand sich jetzt einige hundert Meter tiefer, hatte gedreht und versuchte, im Gleitflug zu entkommen. Für das fünfte Geschütz war er allerdings schon viel zu weit entfernt.

„Donnerwetter!“ entfuhr es dem Unteroffizier. Die Kanoniere wußten nicht, ob es ein Ausruf des Ärgers oder des Staunens sein sollte. Ehe sie etwas sagen konnten, ballerten schon die schweren Flakgeschütze wieder los. Man sah das Aufblitzen des Mündungsfeuers und die Feuersterne der krepierenden Granaten rings um das Flugzeug und hörte erst eine Weile später den hallenden Donner der Abschüsse. Weitere Scheinwerfer kamen hinzu, und es sah aus, als ob der Vogel langsam in einer fernen, weißen Milchbahn schwimme. Lange würde er sich nicht halten können, aber noch gab er sich nicht verloren.

Ganz unverhofft nämlich schoß er davon. Er machte einen Satz und flog plötzlich bedeutend schneller. Es war deutlich zu hören, wie seine Motoren ansprangen und mit Vollgas liefen. War es nur eine Finte gewesen, und hatte er sie bloß abgestellt, um sich durch das Geräusch nicht zu verraten, oder waren sie tatsächlich durch den ersten Treffer

beschädigt worden? Alles Fragen, die sich nicht so schnell beantworten ließen.

Aber dem feindlichen Flieger halfen jetzt weder Glück noch List. Das Ende kam rascher als gedacht.

Kaum hatten seine Motoren wieder eingesetzt, als ihn wirklich ein Volltreffer erwischte. Eine Explosion in der Luft, ein paar große Stücke der Tragflächen brachen ab, wirbelten seitlich davon, und der Rest stürzte fast senkrecht zu Boden und zerschellte. Eine dunkle rotglühende Rauchfahne bezeichnete noch lange die Fallstrecke. Die Kanoniere am fünften Geschütz hatten deutlich in kurzem Abstand zwei heftige Detonationen unterschieden, die erste, als das Flugzeug getroffen wurde, und die zweite, noch stärkere, als die Trümmer auf den Erdboden aufschlugen und der Benzintank explodierte. Die auflodernde Feuersäule rötete weithin sichtbar den nächtlichen Himmel. Es sah aus, als ob ein riesiger, in hellen Flammen stehender Baum in Sekundenkürze aufwüchse, der ebenso schnell, wie er entstanden, wieder in sich zusammenfiel. Der Rest glomm und glühte noch eine Weile nach, hin und wieder züngelten neue Flämmchen empor, aber bald war alles vorbei...

Friedlich lag die schlafende Stadt wieder da. Es brummten auch in der Ferne keine unsichtbaren Flugzeuge mehr. Kein Scheinwerfer durchschnitt jetzt das sanfte Blauschwarz des Nachthimmels. Hätten nicht plötzlich die Sirenen unten in der Stadt den langgezogenen Heulton der Entwarnung gegeben, dann hätte man sich in eine warme Frühlingsnacht im Frieden zurückversetzt fühlen können.

Auch für die Mannschaft vom fünften Geschütz wurde der Fliegeralarm abgeblasen. Die Kanoniere deckten den Überzug wieder vorschriftsmäßig über das Geschütz, verstauten

die Munition in die Kästen, und einer nach dem andern verschwand auf der Leiter nach unten im Dunkeln.

„Wie die Hühner, wenn's Schlafenszeit ist", meinte Siebert grinsend, während Konny vergnügt vor sich hinpfiff: „Schon wieder eine Seele vom Alkohol geret — tet — tet". Als Posten blieb nur noch Senkpiel, der die erste Wache hatte.

Er war mit sich und seinen Gedanken allein beim Geschütz. Welch' eine schöne Nacht, welch' Frieden ringsum! Und doch — es war Krieg, in jeder Sekunde konnte ein Feindflugzeug auftauchen, und er stand hier auf Posten!

Wie hatte doch der Unteroffizier im Unterricht gesagt? „Der Flugmelde- und Alarmposten hat eine hohe Verantwortung. Er wacht nicht nur für seine Kameraden, er wacht auch mit den vielen Flugmeldern an den übrigen Geschützen für die Menschen und Fabriken dieser Stadt. Jede Unaufmerksamkeit, jede Nachlässigkeit, jedes Versäumnis kann sich bitter rächen für uns alle. Der Mann auf Posten muß immer daran denken, daß er hier als Wache vor dem Feind steht, genau so wie ein vorgeschobener Posten an der Front.

Günter hatte diese Worte nicht vergessen. Er stand neben dem Geschütz, das Fernglas umgehängt, und horchte in die Nacht. Kein Laut entging ihm.

In der ersten Zeit war er oft versucht gewesen, bei jedem verdächtigen Geräusch seine Kameraden zu alarmieren. Konnte es nicht ein Flugzeug sein, wenn er Motorengeräusch hörte, das sich freilich später als das Rattern eines Kraftrades oder eines Lastautos irgendwo weit weg auf der Landstraße oder als das dumpfe Rollen eines langen Güterzuges in der Ferne herausstellte.

Allmählich war er ruhiger geworden, fast so gelassen

wie die älteren Kameraden, die mit unfehlbarer Sicherheit jedes nächtliche Geräusch erkannten. So konnte es kaum vorkommen, daß sie einmal blinden Alarm gaben. Auch hatten sie ja die Gewißheit, daß jedes Flugzeug längst schon von anderen Stellen gemeldet sein mußte, ehe es sich der Stadt näherte.

Günter Senkpiel wurde in seinen Gedanken unterbrochen: Siebert kam die Leiter heraufgestiegen, um ihn abzulösen. Es gab keine langen Formalitäten. Siebert ließ sich das Fernglas geben und hängte es sich um den Hals.

„Nichts Neues?“ fragte er.

„Nichts Neues!“

„Na, denn is man jut. Schlaf schön!“

„Bis zum nächsten Alarm?“

„Der kommt heute nicht mehr“, sagte Siebert und wandte sich seinem Beobachtungsraum zu.

Als Günter die Unterkunft betrat, fuhr er fast erschrocken zusammen; denn seine vom Wachestehen noch geschärften Sinne vernahmen ein so ungewohntes Geräusch, daß er es sich nicht gleich erklären konnte. Dann aber huschte ein verständnisvolles Lächeln über sein Gesicht. Das Schnauben und Pfeifen kam vom Lager seines Kameraden Hoffmann, der wieder einmal dabei war, nach seiner Art einen dicken Ast abzusägen. Piccolo schlich an des Schlafenden Koje und hielt ihm kurz die Nase zu. Darauf ein letzter ruckartiger Schnarcher, wie wenn die Säge sich festgeklemmt hätte, ein ungewisses Gemurmel, das sich jeder deuten konnte, wie er wollte, und Hoffmann drehte sich auf die andere Seite. Alles war wieder ruhig. Zufrieden legte sich Günter auf seinen Strohsack, wie seine Kameraden mit Hose und Stiefeln, damit er beim ersten Schrillen der Alarmklingel schnell ans Geschütz konnte.

Trotz Wind und Wetter

Regen, nichts als Regen, einen Tag, eine Nacht und wieder einen Tag lang. Immer neue tiefhängende, schiefergraue Wolken trieb ein böiger Wind aus dem Westen über den Rhein. Alles schien wie mit einem dünnen Schleier verhangen. Man konnte zeitweise bloß wenige Schritte weit sehen.

Die Flak aber war, trotz Wind und Wetter, auf der Wacht. Die kleinen Geschütze waren besonders sorgfältig zugedeckt. Ein Fremder hätte kaum mehr als ein unförmiges Etwas entdecken können, hinter dem er niemals die gefährlichen 2 cm-Schnellfeuerkanonen vermutet hätte. Auch der Flugmeldeposten auf einsamem Stand hatte sich eine Zeltbahn umgehängt. Das Gesicht aber blieb frei, auch wenn der Wind den Regen unaufhörlich und unbarmherzig dagegentrieb.

Günter Senkpiel hatte wieder einmal die Wache um Mitternacht. Stockfinster war es ringsum. Heftiger strömte der Regen, stärker denn je blies der Wind, dazu herrschte eine durchdringende Kälte.

‚Von meinen Wanderfahrten her kenne ich ja manches Wetter', dachte Günter, ‚aber so etwas wie heute? Ein richtiges Sauwetter!' Er schüttelte sich.

Ihm fiel dabei eine andere Nachtwache ein, die er vor etlichen Wochen gehabt hatte. Damals hatte noch Schnee gelegen, richtiger Pulverschnee. Alles schien dick mit Puderzucker bestreut: die Bäume, die Dächer und Kirchtürme, und nur in das Weiß auf den Straßen hatten Menschen und Fahrzeuge ihre Spuren eingegraben. Man hatte das vom Stand des Geschützes aus gut beobachten können.

Jene Nacht war klar und windstill gewesen, bestimmt auch kälter als die heutige.

Die Posten trugen damals Kopfschützer und Strickhandschuhe, Übermäntel und Filzschuhe, und wenn sie nach der Ablösung wieder in den Unterstand kamen, wartete dampfender Tee auf sie.

Obwohl Günter damals, wie alle anderen, über den Frost weidlich geschimpft hatte, kam es ihm jetzt so vor, als ob das alles nicht so schlimm gewesen wäre. Die eklige nasse Kälte jetzt, dazu der Sturm und die Finsternis, das war doch viel widerwärtiger. Aber einen Vorteil hatte das Wetter: heute kamen wenigstens keine feindlichen Flieger.

Seine Kameraden hatten auch gesagt: „Einflüge? Bei diesem Wetter? Ausgeschlossen!"

Günter selbst war ebenfalls überzeugt davon, daß sie recht behalten würden. Soviel kannte er als junger Rekrut auch schon von den Fluggewohnheiten der Tommies. Die Piloten hätten ja wie in einen schwarzen Sack hineinfliegen müssen! Sie würden sich unter den Umständen nicht nach Deutschland wagen.

Trotz alledem hielt Günter auch in dieser Nacht Augen und Ohren offen — wie immer. Als ihm der nasse Wind heftiger ins Gesicht schlug und der Regen ihm schließlich gar eiskalt in den Nacken lief, lachte er halb zornig auf: „Pfui Teufel! — Aber schlapp machen? Nee, nu gerade nicht!"

Anflüge von allen Seiten

So standen die Kameraden vom fünften Geschütz manche Nacht und manchen Tag an ihrer Schnellfeuerkanone, ohne daß sich der Tommy zeigte. Dabei brannten sie alle darauf, ihn bei seinem Erscheinen mit einem Gruß aus Stahl und Feuer zu empfangen.

Sie erlebten Regen und Sonnenschein, Sturm, Nebel, einmal sogar ein Unwetter mit Hagel und Schnee. Immer befand sich einer von ihnen auf Wache. Oft auch, bei Fliegeralarm, die gesamte Bedienung.

Aber der Tommy kam nicht.

Fast eine ganze Woche lang hatten die Flaksoldaten Ruhe vor ihm gehabt. Der Bevölkerung war es zu gönnen, daß sie nachts schlafen konnte, aber den Männern vom fünften Geschütz wurde die unfreiwillige Kampfpause langweilig. Dann besserte sich das Wetter und damit die Flugbedingungen für die Engländer.

Es war eine klare Nacht von eigenartiger Schönheit. Wie ein unendliches gläsernes, blau-schwarzes Gewölbe spannte sich der Himmel über das weite Land. Hell glitzerten die Sterne. Der Mond stieg hoch und goß sein fahles Licht über die Stadt und den Strom, über Wiesen und Äcker. Matt schimmerten die bereitgelegten Stahlhelme. Gespenstisch ragten die Schornsteine des Kraftwerks und der weiter entfernten Fabriken...

Da wurde der Befehl „Erhöhte Aufmerksamkeit“ durchgegeben. Die Posten wurden verstärkt. Die dienstfreien Kanoniere lagen auf ihren Betten. Sie schliefen nicht, sie warteten von Minute zu Minute auf das Alarmzeichen. Kurz vor Mitternacht näherten sich feindliche Flugzeuge der Stadt.

Die Batteriebefehlsstelle hatte geraume Zeit vorher schon die ersten Flugmeldungen durchgesagt.

„Flugzeuggeräusch im Ausschnitt X.“

Ein Blick auf die Karte: das Flugzeug war noch über 200 km entfernt. Außerdem würde es bei der augenblicklichen Flugrichtung nie bis in den Schußbereich ihrer Batterie kommen, wie Kramer sachkundig feststellte.

„Flugzeuggeräusch aus Richtung Y nach Z“, hieß es eine Weile später.

Diese beiden Punkte befanden sich schon näher an der Stadt, doch würde der Tommy, wenn er nicht unverhofft abbog, die Stellung des fünften Geschützes leider auch jetzt noch nicht berühren.

Dann aber überstürzten sich plötzlich die Meldungen:

„Anflüge aus A, B und C!“

„Flugzeuggeräusch in D, näherkommend!“

„Flakfeuer und Scheinwerfertätigkeit in E!“

„Maschine im Scheinwerferlicht in E und F!“

Da heulten die Alarmsirenen!

Die Männer standen inzwischen längst an ihrem Geschütz. Noch war kaum etwas vom Tommy zu hören oder zu sehen. Nur ganz in der Ferne, schwach und fast nicht erkennbar, war der Himmel von Scheinwerfern ein wenig erhellt. Zuweilen klang auch, wenn der Wind günstig stand, das halbverwehte Geräusch von Abschüssen der schweren 8,8 cm-Geschütze herüber. Es hörte sich an wie fernes, leises Pochen. Die nächsten Meldungen besagten, daß einzelne Flugzeuge auf die Umgebung der Stadt zuflogen.

Hier und dort flammten jetzt auch in der Nähe des fünften Geschützes Scheinwerfer auf. Zwei, drei, fünf, immer mehr. Breite, helle Bänder liefen am Himmel,

schmale, lichtschwächere bohrten sich in das Dunkel. Einige standen ruhig, andere irrten scheinbar planlos umher.

„Wunderbar — wie schön!“ entfuhr es Günter. Er war ganz in den Anblick des spielenden Lichtzaubers versunken, als ihm Konny einen derben Rippenstoß gab und Siebert knurrte: „Mensch, paß lieber auf deine Kanone auf, alter Nachtschwärmer! Gleich wird es Ernst.“

Die feindlichen Flugzeuge waren rascher heran, als die Kanoniere ursprünglich angenommen hatten. Die Batterien im weiten Umkreis erhoben ihre bläffenden oder dumpf grollenden Stimmen. Die Scheinwerfer suchten den Feind, der sich in bedeutender Höhe befinden mußte, zu fassen.

Plötzlich hörte man Motorengeräusch. Ein Flugzeug schien seitlich vorbeizukommen, ein anderes flog unmittelbar auf die Geschützstellung zu. Beide hielten sich jedoch sehr hoch. Die schwere Flakartillerie schoß Sperrfeuer, und der Engländer mochte froh sein, als er dem gefährlichen Himmelsviereck mit den krepierenden, verderbenbringenden Geschossen glücklich entronnen war.

„Der Tommy hat wieder nicht gewagt, tiefer zu gehen und hier seine Bomben abzuladen, fort ist er!“ redete Senkpiel in seiner lebhaften Art laut vor sich hin, worauf ihn Kramer, der Richtkanonier und stellvertretende Geschützführer, barsch anfuhr:

„Ich glaube gar, du bedauerst das noch?“

„So war das nicht gemeint“, suchte sich Günter zu verteidigen. „Ich dachte bloß, die Scheinwerfer hätten ihn bestimmt gefaßt, wenn er länger hier gekreist hätte.“

„Was du nicht sagst!“ tat Sterthoff erstaunt. „Piccolo spricht wie ein Sachverständiger.“

„Wäre vielleicht besser gewesen — für uns,“ mischte sich Unteroffizier Mentzel ein. „Hätte ihn heruntergeholt,

die schwere Flak, wenn er länger geblieben wäre. — Vielleicht. Aber in Polen, September 39, beim Vormarsch auf das alte deutsche Thorn, war's anders. Da will einer seitlich an uns vorbei. Ein Pole. Dachte nicht an Angriff, nicht einmal an Aufklärung. Wollte nur ungesehen entwischen. — Wir erkennen ihn. Ein Geschütz feuert im Fahren los. Der Richtkanonier saß gerade im Sitz. War auf Draht. Später ist er gefallen. Vor Warschau. Zackiger Kerl —"

Der Unteroffizier schwieg eine Weile und schien in Erinnerung versunken. Die Kanoniere blickten ihn erwartungsvoll an.

„Was ich sagen wollte —" fuhr er dann fort, „der Pole kam runter. Nach zwanzig Schuß. Mehr brauchte das Geschütz nicht. Dabei war er schon im Abflug. Ungünstig also für die Flak. Und nur eine Kanone hat geschossen. Die anderen kamen nicht mehr dazu."

Wieder machte er eine Pause, der alte Spanienkämpfer. Er erzählte nur selten von sich und seinen Leistungen, höchstens sprach er einmal von der Tat eines anderen, die er gesehen.

„Wollte nur damit sagen: es kommt nicht darauf an, daß man lange beobachten kann. Schnelligkeit ist alles bei uns. Wie heißt es: Gott schütze uns —?"

„— vor Regen und Wind
und vor Flakartilleristen,
die langsam sind!"

brüllte darauf der ganze Verein im Chor. Das war ein Wahlspruch, den sie auf Pappe gemalt und in die Unterkunft gehängt hatten. Das Schild hatte schon manchen Stellungswechsel mitgemacht...

Plötzlich lebte das Flakfeuer wieder auf, diesmal in entgegengesetzter Richtung. Schnell nahmen auch die näherliegenden Batterien das Feuer auf. Zwei Flugzeuge kamen zurück, eins davon etwas tiefer; denn das Brummen der Motoren war deutlicher zu hören. Noch hatten die Scheinwerfer keins der beiden in ihren Lichtkegel bekommen.

Plötzlich schoß der eine Brite mit dem MG: Tak — tak, tak — tak — tak! Erst einzelne Schüsse, dann ganze Serien. Was er treffen wollte, wußte man nicht genau. Wahrscheinlich die Scheinwerfer, denn das war das einzige Ziel, das er aus seiner Höhe erkennen konnte. Fieberhaft hielten die Kanoniere Ausschau. Hätte doch einer der Scheinwerfer den Tommy nur auf Sekunden gepackt! Wäre er doch einmal mit bloßem Auge zu entdecken gewesen!

Aber: tak — tak — tak, tak — tak — tak knallte der Feind irgendwoher aus dem Dunkel. Die schweren Batterien schossen lebhaft, jedoch ohne sichtbaren Erfolg.

Wieder hörten die Männer am Geschütz Motorenlärm, wieder huschten die Scheinwerfer am Himmel, wieder ballerte die schwere Flak.

Bomben auf die Stellung

Kaum hatte sich der schießende Flieger, ohne Bomben abzuwerfen, entfernt, da wurde aus anderer Richtung ein neuer Anflug gemeldet. Dieses Flugzeug sollte der Mannschaft des fünften Geschützes wirklich gefährlich werden.

Da plötzlich —! ein neues Geräusch! Es sauste etwas pfeifend durch die Luft, heulte irgendwo aus der Höhe und —

„Volle Deckung!“ brüllte Mentzel, der wußte, was los war. Mit einem Satz war alles hinter den Splitterwänden. Da kam es auch schon, und das heulende Sausen schwoll immer bedrohlicher an:

Wum — bum! Wum — bum — bum! Bumm!

Die Splitter pfiffen über die Köpfe der Kanoniere, zischend, surrend. Hier klatschte es dicht neben einem auf, dort prallte ein Splitter von Eisen ab. Erdbrocken, Steine kamen aus der Luft wieder herunter. Dann war es auf einmal still, ganz still. Wie gut, daß Mentzel seine Kanoniere in die Deckung geschickt hatte! Der Feind hatte ja aus einer Höhe geworfen, wo ihn die 2 cm-Kanone doch nicht hätte erreichen können.

Langsam richteten sich die Soldaten wieder auf. Es war keinem etwas geschehen.

Günter Senkpiel zitterten etwas die Kniee. Nicht aus Angst, nein, wahrhaftig nicht! Es war nur alles noch so ungewohnt. Es war doch die erste Bombe so richtig dicht neben ihm. Wie leicht hätte sie ... und das zum ersten Male zu erleben, das regt einen doch auf, das muß man erst überwinden! — Nun hatte er es erlebt, nun hatte er es aber auch schon überwunden, dies Ungewisse der ersten Feuertaufe! —

Sechs Bomben hatte der Tommy fallen lassen, Bomben mittelschweren Kalibers. Zwei davon waren Blindgänger. Sie wurden später von einem Sprengkommando unschädlich gemacht. Vier aber waren krepiert, ohne glücklicherweise größeren Schaden anzurichten.

„Was hat der Tommy denn nun eigentlich treffen wollen?“ fragte Hoffmann harmlos, als alles vorbei war.

„Den Rhein, du Kamel!“ erwiderte Konny bissig. „Das viele Wasser ist denen da drüben schon lange ein Dorn im Auge!“

Hoffmann wandte sich etwas ungläubig ab und betrachtete den angerichteten Schaden. Dabei bemerkte er gar nicht, wie die Kameraden ringsherum grinsten.

Die eine Bombe hatte einen Baum umgelegt. Zwei andere waren auf eine Wiese gefallen, wobei sie große Löcher in den Boden gerissen hatten. Die beiden Blindgänger hatten sich in einen Feldweg gebohrt, und die letzte Bombe mußte in der Nähe eines alten Schuppens heruntergekommen sein. Hier war der einzige geringfügige Schaden entstanden: in der Vorderwand gähnte ein riesiges Loch.

Inzwischen hatte der Tommy längst abgedreht und war verschwunden.

„Hoffentlich schnappt es ihn wenigstens anderswo“, meinte Kramer. —

Kaum waren die Männer vom fünften Geschütz wieder auf ihrem Posten, kurvte bereits ein anderer Brite über ihren Köpfen. Er war aus der gleichen Richtung gekommen wie sein Vorgänger, aus dem Landesinnern also. Zu sehen war nichts von ihm, so sehr sich auch die Scheinwerfer Mühe gaben.

„Achtung! Bomben! Neuer Bombenabwurf fällig“, rief Konrad Mertens in einer Art Galgenhumor, wie ein Zeitungsverkäufer auf dem Bahnsteig.

Konny war eigentlich immer lustig und vergnügt, er half oft über schlechte Laune oder schwere Stunden, aber jetzt lachte keiner über seinen Witz. Ihm selbst schien auch nicht so ganz wohl zumute.

Der Tommy kreiste kurze Zeit, unbekümmert um das heftige Flakfeuer, in riesiger Höhe über der Stadt. Näherkommendes und abklingendes Motorengeräusch zeigte an, daß er durch allerlei gewagte Kunststücke dem Scheinwerferlicht und den krepierenden Geschossen auszuweichen versuchte.

‚Wenn er doch nur seine Bomben fallen ließe,' dachte Günter Senkpiel und suchte den Nachthimmel ab. Das Genick schmerzte schon vom dauernden Emporstarren.

‚Unerträglich dieses Warten auf Bomben.'

Noch unerträglicher aber waren die Sekunden, in denen sich die schweren Brocken pfeifend durch die Luft zur Erde bohrten, und niemand wußte, wann und wo sie landen würden.

„Da! — Er klinkt aus!" riefen mehrere gleichzeitig.

Durch das Flakfeuer hindurch hörte man deutlich ein fernes, unheimliches Rauschen, das sich rasend schnell näherte und immer stärker anschwoll.

‚Jetzt! — Jetzt!! —' dachte Günter Senkpiel und biß sich auf die Zähne, ‚fallen sie — direkt auf uns! — Nun ist es aus!'

Unwillkürlich zog er den Kopf ein. Fast meinte er den Luftzug zu spüren.

Da — ein Krach — ein harter kurzer Schlag — ein Aufbrüllen — weitere Schläge — und kurz hintereinander mehrere donnernde Explosionen! — Wie weit? Etliche hundert Schritte vielleicht entfernt, aber nahe genug, daß Steine und Splitter knapp über die Köpfe der Kanoniere hinwegsurrten. Unteroffizier Mentzel erhielt eine Rißwunde an der Backe. Ein Eisenstück schlug Konny derart auf den Stahlhelm, daß ihm Hören und Sehen und für einen Augenblick auch das Lachen verging. Sonst aber geschah der Geschützbedienung nichts.

Auch dieser zweite Reihenabwurf in der gleichen Nacht richtete kein Unheil an. Einige Bomben schlugen in die harte Betondecke des Fahrwegs, der zum Kraftwerk führte. Hier war die Splitterwirkung groß. Drei fast kreisrunde, aber nur armtiefe Trichter blieben zurück. Eine vierte

Bombe stak metertief in weichem Boden. Der Zünder war abgerissen und lag fein säuberlich daneben. — Auch dieser Tommy hatte abgedreht, als er sich seiner Bombenlast entledigt hatte. Er versuchte gar nicht erst, zu erkunden, ob und was er getroffen hatte. Am gezielten Abwurf über der Stadt und den wichtigen Objekten hatte ihn das starke Sperrfeuer der Flak gehindert. So hatte er einfach am Stadtrand seine schweren Brocken ausgeklinkt und schien heilfroh, daß er jetzt heimwärts fliegen konnte.

Neue Aufgaben

Zwei Tage später wurde überraschend Stellungswechsel befohlen.

In aller Frühe, noch während der Morgendämmerung, zerlegten die Kanoniere ihre Waffe in Traglasten und schafften sie den Turm hinab. Ein Fahrzeug war gekommen und hatte den Sonderanhänger für das Geschütz mitgebracht. Unten wurde alles wieder zusammengebaut.

Unteroffizier Mentzel setzte seinen Ehrgeiz darein, stets als erster die Fahrbereitschaft seines Geschützes zu melden. Er überwachte daher nicht nur die Arbeit seiner Männer, sondern packte auch selbst zu, wo es nottat. Er hatte, wie die gesamte Bedienung, jetzt die schwarze Arbeitsuniform der Luftwaffe an.

Alles ging reibungslos. Konny schulterte das Rohr und trug es wie einen Spazierstock. Er pfiff dabei fröhlich vor sich hin: „Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern“. Da hatte er recht: Stellungswechsel konnte ihn und seine Kameraden nicht mehr erschüttern. Sie schlepp-

ten, nachdem sie die Waffe schnell fahrbereit gemacht hatten, Munitionskästen und Ersatzrohre, Geräte und Karabiner, Stahlhelme, Gasmasken und Unterkunftsgegenstände zusammen und verstauten alles auf ihrem Fahrzeug. Siebert, dessen Beruf das Tragen zentnerschwerer Säcke und Fässer war, ging mit diesen Lasten wie mit Spielzeug um. Ihm schien das Schleppen ausgesprochen Spaß zu machen, konnte er so doch wieder einmal nach Herzenslust seine Muskeln spielen lassen. Hoffmann und Sterthoff standen ihm nicht viel nach, aber auch die anderen gaben sich alle Mühe.

Übrigens Sterthoff! Seine Kameraden nannten ihn seit kurzem nur noch „Zarathustra". Dabei hatte er gar nichts von einem Philosophen oder Gelehrten an sich. Im Gegenteil! Er war ein biederer, treuer, leider nicht allzu schlauer Kerl, der nur eine Leidenschaft kannte: er aß für sein Leben gern Bratkartoffeln. Morgens, mittags, abends, selbst um Mitternacht, wann immer er sie bekommen konnte: Bratkartoffeln!

Und das mit „Zarathustra" war so gewesen: Als sich Kramer und Senkpiel, die beiden Abiturienten, einmal über den persischen Philosophen unterhielten, kam er hinzu und fragte, wer denn das sei. Konny, den Schalk im Nacken, hatte die Frage gehört und sagte, mit leisem Augenzwinkern zu den anderen, sonst aber mit todernster Miene: „Was, Zarathustra kennst du nicht, den Erfinder der — — Bratkartoffeln?"

Sterthoff verstummte ehrfürchtig, und selten mag ein Mensch für den ihm unbekannten Zarathustra mehr Verehrung empfunden haben als er. Später erst kam er dahinter, daß man ihn verulkt hatte, aber da war es zu spät, da hatte er seinen Spitznamen schon weg...

Tatsächlich wurde das fünfte Geschütz auch diesmal beim

Stellungswechsel als erstes fertig. Unteroffizier Mentzel setzte sich stolz vorn neben den Fahrer, dann rollten sie zum Sammelplatz.

Es ereignete sich selten, daß die ganze Batterie geschlossen beisammen war. Oberleutnant Hagen, der Batteriechef, benutzte daher die Gelegenheit, ein paar Worte der Anerkennung und der Ermahnung an seine Männer zu richten. Dann setzte sich die Wagenkolonne in Marsch. Es war ein endloser Zug.

„Wohin mag's gehen?"

Überall Achselzucken, Rätselraten.

„Etwa an den Westwall?" — —

„Womöglich dort ins Vorfeld?"

„Ach wo! — bloß bis in die nächste Stadt, dann ist's wieder die alte Leier."

„Auf eine Nordseeinsel," meinte ein ganz Schlauer, der Gefreite Hoffmann.

„Hoffentlich werden wir mal als Sturmgeschütz im Erdkampf ganz vorn eingesetzt. Das wäre Sache!"

Kramer war es, der diesen heimlichen Wunsch aller laut werden ließ. „Schön wär's ja!"

Aber keiner hatte das Richtige getroffen.

Zunächst wand sich die lange graue Wagenschlange durch die Stadt zur Reichsautobahn. Auf der breiten glatten Fahrbahn, die den Kanonieren schon von früher wohl bekannt war, ging es dann in südlicher Richtung.

Überall rauchten die Schlote, keuchten schwerbeladene Eisenbahnzüge, reifte das Korn. Am Wegrand lachende, winkende Frauen und Kinder. Vom Krieg nirgendwo eine Spur. Nur einmal in einer Stadt machte Unteroffizier Mentzel seine Männer auf ein Wohnhaus aufmerksam, das von einer Fliegerbombe getroffen und schwer beschädigt war.

Später entdeckte Konny noch einen Bombentrichter in einem Rübenacker, und als die Batterie in einem Dorf Mittagrast hielt, zeigten die Bauern den Soldaten ihr altes Kirchlein, das in einer der letzten Nächte durch britische Bomben zerstört worden war.

Bald saßen die Männer wieder auf, und die Fahrt ging weiter.

Am frühen Nachmittag war das Tagesziel erreicht, und die einzelnen Züge und Geschütze bezogen ihre neuen Stellungen. Die Batterie erhielt hier den Kampfauftrag, eine wichtige Brücke sowie Industrieanlagen gegen Fliegerangriffe zu schützen. Einige Geschütze, darunter das fünfte, wurden auf halber Höhe an einem Bergabhang aufgestellt. In der weiteren Umgebung standen, gut getarnt, auch schwere Flak-Batterien. Wenn in der Nacht, beim Auftauchen feindlicher Flieger, ringsum planmäßig Sperrfeuer geschossen wurde, dröhnte von den Bergwänden der langanhaltende Widerhall des Geschützdonners der schweren und leichten Batterien.

Eine Bristol-Blenheim weniger

Lange blieben indessen die „Hagener“ nicht hier. Wieder erging nach wenigen Tagen, ebenso unverhofft und sozusagen über Nacht, der Befehl zum Abmarsch. Wo würde die neue Stellung liegen?

Um die Mittagsstunde des nächsten Marschtages machte die Batterie gerade eine friedliche Rast auf einer Wiese, da gaben die ausgestellten Posten plötzlich Fliegeralarm! — Wie ein „geölter Blitz“ eilte jeder an seinen Platz: der Batteriechef in seine Befehlsstelle, die Geschützbedienungen

an ihre Kanonen und der Gefechtstroß mit seinen Wagen unter die nächsten Bäume in Fliegerdeckung!

Es war ein klarer, heller Tag, die Sicht ausgezeichnet — ein Wetter wie „zweimal Zweiter Wannsee“, sagte Konny pfiffig lächelnd.

Aus nordwestlicher Richtung näherte sich ein Flugzeug in großer Höhe. Es konnte ein deutscher Aufklärer sein. Alle Ferngläser und Augen richteten sich auf ihn. Genaues ließ sich noch nicht erkennen.

Rasch war das Flugzeug herangekommen.

Plötzlich hörten die Kanoniere heftiges MG-Feuer. Tak — tak — tak ging es immer wieder. Schossen da nicht mehrere MG's? Richtig!

Jetzt erst sahen die Flaksoldaten, daß ein zweites, kleineres Flugzeug hinter dem großen her war. Und nun entspann sich ein Luftkampf, wie ihn die Kanoniere noch nicht erlebt hatten.

Unteroffizier Mentzel klebte mit den Augen förmlich an seinem Glas.

„Eine Blenheim?“ murmelte er vor sich hin. „Eindecker — zweimotorig — einfaches Seitenleitwerk — ohne Fahrwerk — Flügel abgerundet — Höhenleitwerk klein — Kanzel lang — MG-Turm — tatsächlich!“

Pause.

„Und der kleine — das ist doch — klar! — ein Messerschmitt-Jäger — Me 109!“

Die Kanoniere, die mit bloßem Auge noch nicht viel unterscheiden konnten, horchten gebannt auf das, was er sagte.

„Eine Langnasen-Blenheim und eine Me 109 im Kampf!“ erklärte er weiter, als er alles genau erkannt hatte. „Höhe 1500—2000 Meter.“

Doch die leichte Flakbatterie Hagen war zur Untätigkeit verurteilt. Die Geschütze richteten wohl ihre Rohre in die Luft, aber sie durften nicht schießen, weil sie sonst auch den eigenen Kameraden in der Luft gefährdet hätten.

Der deutsche Jäger hatte inzwischen die Blenheim erreicht. Aus allen Rohren jagte er eine Feuergarbe auf seinen Gegner und drehte dann unvermittelt zur Seite, als ob er erst die Wirkung seines Feuers abwarten wollte. Der Tommy schoß auch zurück, aber anscheinend vergebens.

Eine kurze Feuerpause dort oben, weil die Schußentfernung für beide zu groß geworden war. Dann hatte der Brite offensichtlich keine Lust mehr, den Kampf fortzusetzen. In einer weiten Kurve flog er nach Westen ab, der rettenden französischen Grenze zu. Hier hoffte er, seinem Verfolger zu entkommen.

„Hast du dir gedacht, hast du dir gedacht!" schrie Konny ein übers andere Mal.

Denn die Me 109 hatte die Absicht ihres Gegners rasch erkannt. Leider befand sie sich im Augenblick gerade in einer ungünstigen Stellung. Mit der Flucht des Engländers hatte sie nicht gerechnet und war zu weit nach der deutschen Seite weggeflogen.

„Wäre er mehr rechts geflogen, dann hätte er dem Tommy den Weg abschneiden können", meinte Günter Senkpiel bedauernd.

„Er kriegt ihn auch so! Wollen wir wetten?" fragte Kramer, der von seinem Sitz aus atemlos den Kampf beobachtet und sein Rohr schon in die neue Richtung gedreht hatte.

Der Deutsche hatte sich längst auf die Verfolgung gemacht. Die brave Me 109 zeigte nun, was alles in ihr steckte. Ihr Motor brummte, als müßte er zerspringen, so

schnell jagte sie dem Fliehenden nach. Der Abstand wurde zusehends geringer. Der Engländer schoß schon von weitem, als ob er sich den aufdringlichen Deutschen vom Halse halten wollte. Aber der ließ sich nicht stören. Unbeirrt flog er weiter auf den Tommy zu, ohne jedoch selbst einen Schuß abzugeben.

Nun suchte der Brite an Höhe zu gewinnen.

„Drauf! Ihm nach!" schrie Konny wie besessen. Er war richtig rot im Gesicht vor Aufregung und Begeisterung.

Der Deutsche aber hatte das Ausweichmanöver seines Gegners schon erkannt. Er stieg ihm nach, und er stieg schneller als der Engländer. Der versuchte daraufhin, seitlich auszubrechen und kam wieder mehr auf den Rastplatz der Batterie zu.

„Jetzt müßten wir ihm eigentlich eine Garbe vor die Kanzel knallen, daß er wieder zurück fliegt, unserem Jäger vor die MG's", meinte Kramer von seinem Sitz her und visierte den Tommy an.

„Geht nicht!" rief Unteroffizier Mentzel laut und bestimmt, als fürchtete er, daß sein K 1 tatsächlich schießen könnte. Als er sah, daß Kramer nur Spaß gemacht hatte, fügte er ruhiger hinzu:

„Tommy zu hoch — Me 109 zu nahe bei ihm."

Die Blenheim schoß wild. Der Deutsche schwieg. Den Kanonieren unten am Boden kam das sonderbar vor, und sie blickten ein wenig besorgt auf den kleinen, wendigen Jäger, der seinem größeren und stärkeren Gegner bedrohlich nahe rückte.

Da endlich schien das Schußfeld günstig, endlich feuerte auch der Deutsche. Und wie er feuerte!

Pausenlos schoß er aus allen Rohren. Das Tacken ging deutlich noch über den Motorenlärm weg.

„Er schießt aus allen Knopflöchern“, meinte einer am Geschütz, und alle atmeten erleichtert auf.

Das MG-Geknatter währte nur wenige Sekunden, dann kamen die beiden Flugzeuge wieder auseinander. Ob die Me 109 eine Wendung gemacht oder der Engländer abgedreht hatte, ließ sich vom Boden aus nicht unterscheiden.

„Keine Wirkung beim Tommy,“ stellte Unteroffizier Mentzel fest, das Fernglas immer an den Augen. Er schien etwas enttäuscht.

Der Engländer hatte wohl die Absicht seines Verfolgers erkannt, der nicht von ihm abließ, und suchte nach unten zu entweichen, wobei er fortwährend weiterfeuerte. Dann riß er sein Flugzeug plötzlich nach rechts und zog es wieder hoch. Aber der Deutsche blieb hinter ihm wie ein Schatten.

„Lange macht der Tommy nicht mehr mit“, sagte der Unteroffizier.

Er hatte den Satz noch nicht ausgesprochen, da löste sich oben an der Blenheim etwas los.

„Er splittert —“

„Ein Stück Blech oder so etwas —“

„Er montiert ab —“, so schwirrte es aufgeregt durcheinander.

In der Tat war es dem Jäger gelungen, der Blenheim ernsthaft eins zu versetzen. Ein Teil vom Tragwerk mußte abgerissen sein. Das abgeschossene Stück wirbelte abseits durch die Luft und fiel dann senkrecht herunter auf ein Wäldchen, nicht weit vom Rastplatz der Batterie.

Der feindliche Bomber fing an, unsicher zu fliegen. Immer wieder versuchte der Pilot, seine Maschine noch abzufangen, immer wieder geriet sie ins Trudeln. Das MG verstummte, das Flugzeug stürzte ab.

Da löste sich plötzlich etwas Dunkles aus der Blenheim,

fiel, überschlug sich, und dann schwebte ein Fallschirm, der sich wie eine große weiße Blume entfaltet hatte, mit dem Piloten langsam tiefer. Ein zweiter Absprung erfolgte, und wieder öffnete sich nach wenigen Sekunden der helle Seidenschirm mit dem daranhängenden Beobachter. Langsam trieben die Beiden, im Winde hin- und herpendelnd, in östlicher Richtung davon. Das Flugzeug selbst war verloren. Nach ein paar hundert Metern sackte der Apparat ein Stück ab, gewann dann noch einmal unverhofft eine normale Lage, schwebte einen Augenblick waagerecht und lautlos dahin wie ein Segelflugzeug. Es sah unheimlich aus. Dann aber stellte es sich auf den Kopf und schoß senkrecht steil zu Boden. Ein ohrenbetäubender Krach — eine hohe Stichflamme — aufsteigender Qualm — eine Staubwolke — — aus!

Eine Bristol-Blenheim weniger!

Die ersten Gefangenen

Für ein paar Sekunden standen alle verblüfft um ihr Geschütz. Es war der erste Abschuß, den sie aus solcher Nähe miterlebt hatten.

Sofort winkte Oberleutnant Hagen seinem Fahrer und ließ den PKW anrollen. Er sprang hinein und holte sich den in der Nähe stehenden Kramer herein. Der vierte Platz mußte freibleiben. Ein Kradmelder sollte auf seiner schweren Beiwagenmaschine hinter ihm herfahren.

Die Führung der Batterie würde inzwischen Leutnant Beckmann übernehmen. In aller Eile gab Hagen ihm noch

an, wann und wo er wieder zur Kolonne stoßen würde, falls seine Rückkunft sich verzögern sollte.

Nach zwanzig Metern ließ Hagen noch einmal halten. „Sehen Sie zu, Kramer, wie Sie mitkommen! Ich brauche diesen Platz.“ Der mußte also aussteigen, an seiner Stelle sollte der Sanitätsgefreite sich in den Wagen setzen.

Ab ging es.

Kramer war einen Augenblick lang bestürzt, so schnell wieder ausgeladen zu sein. Dann griff er sich entschlossen ein zweites Krad und brauste hinter den anderen her. Das konnte er sich doch nicht entgehen lassen.

Im Nu war auch er in der Staubwolke der Vorangefahrenen verschwunden.

Wer zurückbleiben mußte, war sichtlich enttäuscht.

„Schade!“ meinte Günter, „wäre auch gern mitgefahren. Hat Dusel gehabt, der Kramer!“

Inzwischen war noch eine zweite Gruppe, bestehend aus dem Gefechtstroß und wieder einigen Kradfahrern, unter Führung des Hauptwachtmeisters in Marsch gesetzt worden, um die Absturzstelle abzusperren.

Außerdem fuhr Unteroffizier Mentzel mit einem Melder in das nahegelegene Dorf, um den Behörden, d. h. dem Dorfbürgermeister, Nachricht zu geben, damit von dort das Weitere für die Bergung des feindlichen Flugzeuges veranlaßt werden konnte, wozu die Truppe keine Zeit hatte.

Die Geschützbedienungen blieben inzwischen an ihren Kanonen und die restlichen Kraftfahrer bei den Fahrzeugen.

Über ihnen und der Absturzstelle kreiste noch eine Zeitlang der deutsche Jäger. Er war bis auf hundert und weniger Meter herabgekommen. Einmal brauste er so niedrig über die rastende Batterie weg, daß die Männer unwill-

kürlich den Kopf einzogen und die Bäume am Wiesenrand vom Luftzug rauschten. Begeistert winkten und schrien ihm die Flaksoldaten zu. Konny machte einen Freudensprung, andere pfiffen auf den Fingern. So niedrig flog der Jäger, daß man ihn aus dem Flugzeug wiederwinken sehen konnte.

Die Me 109 machte eine Schleife und kam zurück. Als der Pilot alles genau betrachtet hatte, zog er wieder höher und flog davon, vermutlich geradenwegs in seinen Heimathorst zurück. Ein wenig neidisch sahen ihm die Flakartilleristen nach, bis er am Horizont verschwunden war. Der konnte stolz nach Hause fliegen und würde fröhlich wackelnd über seinem Flugplatz erscheinen!

Die Männer am Geschütz hatten noch nicht lange gewartet, da kam überraschend als erste die Kolonne mit dem Oberleutnant zurück. Vorneweg fuhr das Beiwagenkrad, dann folgte der Chefwagen, und den Beschluß machte Kramer. Als sich die Kolonne auf Sichtweite genähert hatte, erkannten die Kanoniere, daß im Beiwagen ein Mann im Fliegerdreß saß. Im PKW bemühte sich der Sanitätsgefreite um den zweiten Engländer. Anscheinend war er verletzt.

Die ersten Gefangenen!

Eigentlich hatte die Batterie nichts dazu getan, daß die beiden Briten abspringen und die Waffen strecken mußten. Dennoch freute sich jeder darüber, als hätte er sie selbst abgeschossen.

Die Gefangenen bekamen Zigaretten und einen Becher heißen Kaffee. Der eine, ein Schotte, hatte das Bein gebrochen und wurde vom Sanitätsgefreiten geschient. Der andere, ein blutjunges, schmächtiges Kerlchen von knapp neunzehn Jahren, war unverletzt. Er stammte aus Kanada.

Der Oberleutnant sauste im PKW gleich wieder davon zur Absturzstelle des feindlichen Flugzeuges. Ein Melder, dem er unterwegs begegnete, zeigte ihm den Weg. Sie waren noch nicht weit gekommen, da fanden sie auf freiem Feld einen der Flugzeugmotoren, der sich tief in den weichen Ackerboden gebohrt hatte. Die restlichen Teile, Rumpf, Tragwerk und der zweite Motor, lagen etwa zweihundert Schritte weiter am Rande einer Landstraße. Sie bildeten ein wüstes Durcheinander von Spanten, Trägern und Metallteilen, aus dem spitz ein unversehrtes MG herausragte. Die Soldaten der Batterie und herbeigeeilte Polizei hatten das Gebiet bereits abgesperrt. Einen dritten Engländer hatten sie tot aus den Trümmern geborgen, ins Gras gebettet und mit einer Zeltbahn zugedeckt. Kurz darauf trafen bei der Batterie zugleich mit Oberleutnant Hagen noch Offiziere aus dem Fliegerhorst und Behördenvertreter ein, die Unteroffizier Mentzel benachrichtigt hatte. Sie übernahmen das Weitere und auch die beiden Gefangenen, denen der Koch auf Befehl des Oberleutnants vor dem Abtransport noch einen Schlag Essen aus der Feldküche gegeben hatte.

Von der anständigen Behandlung, die ihnen von allen Seiten widerfuhr, schienen die Engländer überrascht. Briefe und Kartenmaterial, überhaupt alle schriftlichen Aufzeichnungen, waren ihnen natürlich abgenommen worden. Als ihnen aber der Oberleutnant die Bilder ihrer Angehörigen zurückgab, sahen sie ihn erst einen Augenblick erstaunt an, dann sagten sie:

„Thank, many thanks, Sir, we'll not forget that.“ — „Vielen Dank, Herr, wir werden das nicht vergessen.“ —

Die Batterie setzte ihren Weg fort. Die Mittagsrast war nur wenig überschritten worden. Pünktlich erreichte die Kolonne

noch ihr Tagesziel und wurde in der Nacht zum Schutze eines großen Stahlwerkes wieder eingesetzt.

Sie befanden sich jetzt schon nicht mehr weit vom Westwall im Grenzgebiet, das von der Bevölkerung geräumt war. Lange währte aber auch hier ihr Aufenthalt nicht. In der Frühe des nächstfolgenden Tages brachen sie erneut auf, und am Nachmittag hatten sie die deutsch-französische Grenze unweit Saarbrücken erreicht.

Die Ruhe vor dem Sturm

Zwei Männer stapften durch den Nebel nach vorn.

Nach vorn? — Das heißt nach der vordersten Linie der deutschen Vorposten hart an der Maginotlinie. Der Weg dorthin ging von den eigenen Befestigungsanlagen, dem Westwall, durch hügeliges, unübersichtliches Land. Bei gutem Wetter war, je weiter man an die Front kam, Vorsicht geboten. Die Franzosen nahmen jedes Lebewesen, das sich auf deutscher Seite näherte, sofort unter MG-Feuer. Sie hatten sogar schon mit Artillerie auf einzelne Fußgänger, wie Essenträger oder ablösende Posten, geschossen.

Bei diesem Wetter jedoch, da Nebelschwaden wie eine dicke, weiße Milchsuppe über dem Gelände lagen, war von drüben nicht allzuviel zu erwarten. Nur laut sprechen durfte man nicht — der Schall trägt weit bei dieser Luft —, und vor Überraschungen war man nie sicher.

Bei den beiden Männern, die in ihren grauschwarzen Offiziers-Wettermänteln durch das Gelände vorgingen und sich dabei halblaut unterhielten, handelte es sich um einen Kompanieführer der Infanterie, die dort in Stellung lag,

und Oberleutnant Hagen. Sie kamen von einer Lage-Besprechung. Nun begaben sie sich zu ihren Truppenteilen zurück.

Die leichte Flakbatterie von Oberleutnant Hagen lag jetzt im Vorfeld des Westwalls. Die Mehrzahl der Geschütze war zur Luftabwehr eingesetzt, die restlichen aber waren ganz nach vorn in die erste Linie gezogen und sollten dort in den Erdkampf eingreifen. Hierfür hatte der Batteriechef die besten Bedienungen ausgesucht. Das fünfte Geschütz gehörte auch dazu.

„Mentzel", hatte Oberleutnant Hagen zu dem Unteroffizier gesagt, „Sie übernehmen mit Ihren Leuten die Stellung X. Es ist eine schwierige Aufgabe, aber ich weiß, Sie werden auch hier ihren Mann stehen. Hals- und Beinbruch!"

Damit hatte er ihm die Hand gegeben, und der Unteroffizier war mit seinen Männern, mit Geschütz, Gerät und Munition in die bereits ausgebaute Stellung gezogen. Obwohl dies erst bei Anbruch der Dunkelheit geschah, hatte der Franzmann drüben etwas von der Veränderung gemerkt und heftig herübergeballert. Schaden anzurichten war ihm dabei allerdings nicht gelungen, trotz einer fast zweistündigen Schießerei.... Das hatte Oberleutnant Hagen gerade seinem Begleiter erzählt.

„Halt! Wer da?" — Aus dem Nebel kam ein deutscher Posten auf sie zu. Die Offiziere gaben das Kennwort. Der Posten nahm Haltung an, die Offiziere durften passieren.

„Jetzt muß gleich mein achtes Geschütz kommen", sagte Hagen, als aus dem Nebel auch schon der dunkle Schatten der Kanone aufwuchs. Der Geschützposten erstattete seine Meldung. Es war nichts Besonderes vorgefallen. Der Oberleutnant kletterte auf einen Augenblick in die Unterkunft

hinab, um auch hier nach dem Rechten zu sehen. Aber gleich ging es weiter.

„An diesem Geschütz gab es den ersten Gefallenen in meiner Batterie", erzählte er dann im Weitergehen. „Schon am zweiten Tag unseres Einsatzes im Vorfeld. Beim In-Stellung-



Gehen und auch später ist keinem meiner Leute etwas zugestoßen — bis jetzt. Dabei hat der Franzmann doch zuweilen ganz hübsch herübergefunkt. Besonders die Geschütze der ersten Linie, wie das fünfte, wurden manchmal von Artilleriefeuer so zugedeckt, daß wir schon das Schlimmste befürchteten. Wenn aber dann alles vorüber war, standen unsere Landser kreuzfidel aus der Deckung auf, und selten hatte einer etwas abbekommen."

„Diese Beobachtung ist vielfach zu machen", warf der In-

fanteriehauptmann ein, „es zeigt sich immer wieder, daß erst auf viele Schuß Artillerie ein wirklicher Treffer kommt! Glücklicherweise! Im Weltkrieg war es nicht anders —“

„Aber leider keine Regel ohne Ausnahme, Herr Hauptmann — so auch bei meinem Achten. An jenem Morgen, es war gerade alles eingerichtet, erfolgte ein kurzer Feuerüberfall. Drei Granaten schlugen zwischen dem siebenten und achten Geschütz ein. Zwei taten nichts. Die dritte krepierte ausgerechnet wenige Schritte von einem der jüngsten Soldaten meiner Batterie, der als Flugmeldeposten am Geschütz stand. Er war sofort tot.“

Der Gefallene war ein tüchtiger Soldat gewesen, ein Westfale, blond und blaue Augen. Zimmermann von Beruf. Sehr beliebt bei allen. „Lockenheini“ hatten sie ihn in der Batterie immer genannt. Sein blonder Schopf, der kaum unter die Mütze zu zwängen war, mußte allerdings nach einer Besichtigung durch einen strengen Vorgesetzten „bis auf Streichholzlänge“ herunter. Nun hatten ihm die Kameraden das Grab schaufeln müssen, ein guter Freund hatte ihm kunstvoll das Kreuz geschnitzt, ein anderer den Namen aufgemalt, und manchem aus der Batterie kam dabei erst wieder zum Bewußtsein, daß der Tote auch noch einen anderen „bürgerlichen“ Namen gehabt hatte. —

Die Offiziere stapften weiter durch den Nebel. Ein zerschossenes Dorf tauchte auf. Graues Gemäuer säumte die Straße, wo einst Bauernhäuser standen. Immer wieder hatte die französische Artillerie ihr Feuer in die Trümmerhaufen gelenkt. Sinnlose Zerstörungswut!

Bevor die Franzosen zur Räumung des Dorfes gezwungen worden waren, hatten sie in den Kellern ihre Telefonposten und Mannschaftsunterkünfte gehabt. Nun glaubten sie viel-

leicht, die Deutschen hätten alles von ihnen einfach übernommen. Anders konnte man sich das tägliche Beschießen des Schutthaufens nicht erklären.

Gefechtsstände, Stäbe und Fernsprechvermittlungen, Munitionskammern und ein Notlazarett waren von den eigenen Truppen jedoch außerhalb des Dorfes in neuen Bunkern untergebracht. Mochte daher der Poilu weiterhin auf die alten Stellungen schießen, so viel er wollte, die Deutschen ließ das kalt. Sie lächelten höchstens über den großen Eifer der Franzosen, der so nutzlos vertan war.

Am Westausgang des Dorfes verabschiedete sich der Hauptmann von Oberleutnant Hagen und war bald im Nebel verschwunden. Er hatte hier in der Nähe seinen Unterstand.

Der Oberleutnant setzte nun seinen Marsch allein fort. Eine drohende, fast unheimliche Stille ringsum. Der dichte, undurchdringliche Nebel machte alles so unwirklich. Schritt um Schritt ging Hagen vorwärts, lautlos und vorsichtig.

‚Wie ein Indianer auf dem Kriegspfad', dachte er bei sich.

Wie lange war es her, daß er zum letzten Male von Rothäuten und Bleichgesichtern gelesen? Jene abenteuerlichen Bücher vom Kampf der Trapper und Indianer im Wilden Westen? Wie unwahrscheinlich kam ihm das alles heute vor. Welch' ein Unterschied zwischen dem Krieg damals und dem von 1940! Lasso und Skalpmesser und Tomahawk in Ehren, aber was vermochten sie gegen moderne Waffen? Gegen Bomben, Stukas, Panzerwagen, ja selbst gegen seine eigene 2 cm-Schnellfeuerkanone?

Ein neues „Halt! Wer da?" riß ihn aus seinem Sinnen. Nun mußte er bald in der vordersten Linie sein, bei seinem fünften Geschütz. Auch hier gab es nichts Neues.

Unteroffizier Mentzel hatte gemeldet und sah nun den

Batteriechef fragend an, als erwarte er von ihm etwas Besonderes.

„Nun, Mentzel, was haben Sie noch auf dem Herzen?“ fragte ihn der Oberleutnant lächelnd.

„Ich dachte — vielleicht hätten Herr Oberleutnant — von der Kommandobesprechung —?“

„Ach so, lieber Mentzel, nein, leider nicht. Ich weiß genau so wenig wie Sie!“

Der Unteroffizier machte ein enttäuschtes Gesicht.

In diesem Augenblick bellte ziemlich nahe ein schweres französisches Artilleriegeschütz auf. Laut orgelnd schraubte sich das Geschoß durch die Luft, brummte über die Köpfe der Soldaten hinweg und krepierte irgendwo weit im deutschen Hinterland.

„Der Franzmann will wohl beweisen, daß er noch da ist“, meinte Hagen spottend.

„Vielleicht ist es der Auftakt zu einer größeren Sache, Herr Oberleutnant“, versetzte der Unteroffizier.

„Schön wär's! Bloß glaube ich nicht daran. Vom Poilu ist kaum etwas zu erwarten.“

„Herr Oberleutnant, wann treten wir an?“ fragte Mentzel und sah Hagen forschend an, als wollte er in dessen Mienen lesen. „Ist das jetzt Ruhe vor dem Sturm —“

„Ruhe vor dem Sturm? Das ist ausgezeichnet“, meinte der Oberleutnant. Er nahm sich eine Zigarette und bot dem Unteroffizier ebenfalls eine an. Schweigend rauchten beide eine Weile. Das französische Festungsgeschütz drüben verpulverte an die zwanzig Granaten aufs Geratewohl in den Nebel hinein.

„Wollen die ihre Spritzen ausprobieren, oder was ist los?“ polterte Hagen in gut gespieltem Zorn.

Einige deutsche Geschütze antworteten. Dann wurde es

wieder ruhig, ganz ruhig. Aber es war eine irgendwie unheimliche Ruhe. Da lagen sich zwei Riesenarmeen gegenüber, Millionenheere mit Bergen von Waffen und Munition. Wann würde der große Zusammenprall kommen? Jeder fühlte, daß er nicht mehr weit sein konnte, und in diesen Minuten unheimlicher Stille fühlte man es ganz besonders! Aber wann .....?

Der Tanz beginnt

Am 10. Mai 1940 endlich war es so weit. Die deutschen Heere traten zur großen Entscheidung an und überschritten die Grenzen gegen Holland, Belgien und Luxemburg. Gleichzeitig setzte der Feind mit seinen ersten größeren Luftangriffen auf nichtmilitärische Ziele in Freiburg und auf andere Stellen im Ruhrgebiet ein. Und seitdem gab es kaum eine Nacht, in der die deutsche Heimat nicht von gegnerischen Flugzeugen angegriffen worden wäre. Die Flak konnte nun beweisen, was sie zu leisten fähig war. — —

Um die Maginotlinie war der Kampf noch nicht entbrannt. Die Batterie des Oberleutnants Hagen stand also immer noch im Vorfeld des Westwalls und hielt treue Wacht, Tag und Nacht bereit, Angriffe des Gegners aus der Luft und auch an der Erde abzuwehren.

Aber eine begreifliche Ungeduld war in ihnen allen. Begeistert verfolgten sie die Siegesmeldungen und das stürmische Vorwärtsdringen ihrer Kameraden an den Teilen der Front, die in Bewegung geraten war. Sie hörten von dem unvergleichlichen Siegeszug und wären doch so gern mit dabei gewesen. Sie beneideten die anderen, die da

vorwärtsstürmten und Stellung auf Stellung nahmen, während sie hier noch kaum einen Schuß abgegeben hatten. Immer nur auf der Lauer zu liegen ist eine harte Geduldsprobe.

„Wartet nur! Wir kommen auch noch dran!“ tröstete einer den anderen.

Vor ihnen lagen die großen Befestigungsanlagen der Maginotlinie mit ihren Panzerkuppeln und Betonwerken. Vorzüglich getarnt, waren sie kaum zu erkennen, und doch wußte jeder, wie stark sie bestückt waren, bereit, jeden Angriff mit voller Wucht zurückzuschlagen. —

Im Unterstand des fünften Geschützes saß man wieder einmal beisammen und hatte die Landkarte zur Hand.

„Ob wir hier in der vordersten Linie nicht auch in den Erdkampf eingreifen sollen?“ fragte Hoffmann und schob etwas nachdenklich seine Mütze ins Genick.

„Klar, Mensch“, meinte Konny, und Siebert pflichtete ihm bei: „Dann aber ran wie Blücher!“

„Na, hoffentlich geht's bald los“, mischte sich Kramer nun auch noch ein, „nichts ist langweiliger als dies ewige Warten.“

Über ihnen hallte indessen dumpfer Geschützdonner. Der Franzose hatte schon am frühen Morgen den Tanz eröffnet. Sicher war er nervös geworden, weil er nicht wußte, woran er war. Würden die Deutschen angreifen? Wann würden sie kommen? Peinlich für ihn, so im Dunklen zu tappen. Und so jagte er Schuß auf Schuß, Salve auf Salve aus den Rohren. Erst nach einigen Stunden war im Laufe des Vormittags die Kanonade etwas abgeebt und gegen zwölf Uhr fast ganz eingeschlafen.

Am Nachmittag jedoch setzte ein neuer, noch heftigerer Feuerüberfall auf die deutschen Stellungen ein. Dazu kam

für das fünfte Geschütz etwas recht Unangenehmes: der Poilu hatte ein neues MG-Nest gerade gegenüber eingesetzt. Direkter Beschuß! Verteufelte Sache!

Alarm für das fünfte Geschütz! — Stahlhelme auf! Im Nu waren die Männer draußen, jeder an seinem Platz.

„Fünftes Geschütz feuerbereit!"

Die Stellung mit dem neuen MG war gut getarnt. Irgendwoher, aus Gebüsch oder hinter Steinbrocken schoß der Franzose. Mündungsfeuer war nicht zu sehen. Die Geschosse pfiffen haarscharf über die Stahlhelme der Kanoniere und schlugen in die rückwärtige Grabenwand.

Der Unteroffizier fluchte halblaut.

„Verdammt — muß ich rauskriegen, wo er sitzt — müssen ihn ausräuchern!"

Vorsichtig schob er sich höher und suchte mit seinem Glas die Gegend ab. Er konnte, so sehr er sich auch anstrengte, nichts ausmachen. Mißmutig schüttelte er den Kopf.

Da tackten die MGs wieder. Im gleichen Augenblick fiel Mentzel hintenüber und schlug hart auf den Boden. Einige Augenblicke blieb er wie betäubt liegen. Sofort sprangen zwei Mann hinzu, ihm zu helfen. Alle glaubten, er sei ernsthaft getroffen.

„Ist nichts — ist schon gut", winkte er ab und raffte sich langsam wieder auf.

Ein MG-Geschoß hatte seinen Stahlhelm gestreift und war abgeprallt. Auf der Stirn hatte er einen blutunterlaufenen Striemen, aber sonst war er unverletzt. Nur etwas benommen war er noch, und so komisch in den Knieen.

„Gibt sich bald — konnte aber leicht ins Auge gehen", meinte er scherzend zu seinen Leuten, die immer noch verdattert dastanden.

Er ließ nicht locker. Wieder schob er das Fernglas zwischen zwei Sandsäcke. Das gegnerische Feuer hatte noch nicht nachgelassen. Sollte er sein Geschütz in Stellung bringen? Sollte er das Feuer erwidern? In direktem Beschuß? Oder sollte er nicht doch lieber warten? Er schwankte eine Weile.

Aber einen Entschluß fassen mußte er, und zwar schnell. Das war wichtig, nicht nur für sein eigenes Geschütz und die Handvoll Männer, die ihm anvertraut waren, sondern unter Umständen für die ganze Batterie, ja für den ganzen Abschnitt der Front, an dem sie eingesetzt waren.

Schoß er zu früh und hatte sein Feuer keine Wirkung, dann hatte er die Stellung vorzeitig verraten, und der Franzose würde ihn bald mit seiner Artillerie zudecken oder ihm einen Bombensegen aus der Luft herabschicken. Eins so peinlich wie das andere! Schoß er aber zu spät oder überhaupt nicht, dann konnten die Folgen noch schlimmer sein.

So befahl er kurz entschlossen: „Fünftes Geschütz! — Feuer frei!“ Gleichzeitig gab er genau den Geländestreifen an, der zwischen zwei Baumgruppen bestrichen werden sollte; hier mußte nämlich das MG sitzen.

Vorsichtig schoben die Kanoniere ihre Waffe über die Deckung. Kramer drehte das Rohr in die befohlene Richtung. Mentzel rief die Entfernung aus, die eingestellt werden sollte.

„Feindliches MG-Nest, Daumenbreite links neben der Baumgruppe geradeaus — Entfernung 400 — Dauerfeuer!“

Feuer frei für das fünfte Geschütz! Scharf und hell knallten die Abschüsse. Ein rötlich-gelber Flammenstrahl zuckte aus der Mündung. Bläulicher Qualm wölkte heraus. Ohren zuhalten! — Ja, wenn man gekonnt hätte, aber jeder

hatte die Hände voll. Aber den Mund aufmachen im Augenblick des Abschusses, das half auch schon!

Drüben saßen die ersten Granaten! Erde spritzte hoch, das konnte Mentzel deutlich durchs Glas sehen, Bäume splitterten, Astwerk und Steine flogen durch die Luft. Doch die französischen MGs stuckerten unentwegt weiter.

Zwanzig Schuß hatte der K 1 abgegeben, da brach der Geschützführer das Schießen ab. Immer wieder suchte er durch sein Glas den schmalen Geländestreifen ab, wo der Poilu stecken mußte.

Teufel nochmal! Nichts zu sehen! Man hörte das MG-Geknatter, man sah die Wirkung der Schüsse, bloß wußte man nicht, wo man den Gegner zu suchen hatte. Ein reichlich unangenehmes Gefühl!

Neue Schußserie des fünften Geschützes! Noch einmal strich Kramer den bezeichneten Abschnitt ab, wieder guckte sich Unteroffizier Mentzel beinahe die Augen aus dem Kopf — vergeblich. Nach einer kurzen Feuerpause prasselten die MGs erneut los. Diesmal hielten sie genau auf das fünfte Geschütz. Vom Schutzschild prallten die Geschosse ab, es klirrte jedesmal, aber nichts drang durch. Konny erhielt einen leichten Streifschuß an der Hand, eine kleine Schramme nur, sonst nichts. Einem anderen allerdings, dem Kanonier Lobnitz, der dem Fünften erst kürzlich im Vorfeld zugeteilt worden war, drang ein Querschläger in den Oberschenkel. Die Wunde sah gefährlich aus und blutete stark. Der Verletzte wurde notdürftig verbunden und sofort nach hinten geschafft. Er war bewußtlos und weiß bis in die Lippen.

„Verfluchte Bande da drüben! Seid Ihr denn gar nicht klein zu kriegen?“ Allmählich packte die Kanoniere die Wut. Auch Mentzel kochte innerlich, man merkte es ihm an.

„Dauerfeuer!" kommandierte er noch einmal. Seine Stimme klang scharf und schneidend, seine Augen funkelten richtig unter dem Stahlhelm. Die anderen hatten ihn noch nie so gesehen.

Kramer gab wieder Dauerfeuer. Und w i e er es gab! Schuß auf Schuß jagte er aus seiner „Spritze" in die Gegend, aus der die verteufelten MGs herüberspien.

„Rohrwechsel!"

Hoffmann und Senkpiel sprangen vor, krochen über den Grabenrand vor das Geschütz, immer im feindlichen MG-Feuer, wechselten das Rohr und ließen sich wieder zurück in die Deckung fallen. Es war ihnen nichts passiert.

So folgte Serie auf Serie, Rohrwechsel — Dauerfeuer und wieder Rohrwechsel — Dauerfeuer und nochmal Dauerfeuer.

Erst gegen Abend ließ der wechselseitige Feuerkampf nach. Die MGs drüben schwiegen zuerst. Ob ein Gewehr ausgefallen war? War ihnen die Munition ausgegangen? — Auch Mentzel stellte das Feuer ein. Es wäre sinnlos gewesen, so einfach ins Dunkle hineinzuknallen, ohne das Ziel zu erkennen.

Vorbereitungen auf der ganzen Linie

Die nächsten Tage verliefen an dem Frontabschnitt, dem die „Hagener" zugeteilt waren, ziemlich ruhig. Artillerie und MGs feuerten zwar lebhafter als sonst — auf beiden Seiten — doch es war nicht zu vergleichen mit dem, was zur selben Zeit in anderen Gebieten, wie in Holland, Belgien und Nordfrankreich geschah, wo sich die bisher größte

Vernichtungsschlacht der Geschichte entwickelte: Artois und Dünkirchen!

Aber auch am Westwall vor der Maginotlinie bereitete das Oberkommando der Wehrmacht den großen, entscheidenden Angriff vor. Verstärkungen trafen ein: junge, frische Regimenter, ebenso vorzüglich ausgebildet wie bewaffnet, stießen zu den kampferprobten Stoßtrupp- und Vorfeldsoldaten. Tag und Nacht rollten die Transportzüge im Hinterland.

Neben und zwischen die Batterie Hagen wurden Pioniere eingeschoben. Sie waren besonders auf Niederkämpfung und Erstürmung starker Befestigungswerke gedrillt, brachten aber auch Floßsäcke und Brückenbaumaterial mit nach vorn.

Bis Ende Mai verging die Zeit mit mannigfachen Vorbereitungen, mit Artillerieduellen, Vorhutgefechten, kühnen Stoßtruppunternehmungen und schlagartigen Feuerüberfällen. Immer wieder wurden Gefangene eingebracht; aus ihren Aussagen, den neuesten Aufnahmen der Aufklärer und den Erdbeobachtungen wurde die Lage beim Gegner so genau wie möglich erkundet und sorgfältig alles auf den großen Tag vorbereitet, auf den alle warteten: auf den „Tag X“, an dem der entscheidende Angriff auf die Maginotlinie beginnen sollte.

Noch galt diese Linie in der Welt als unangreifbar und unüberwindlich. Ganz Frankreich setzte auf diesen Schutzwall seine letzten Hoffnungen. Würden die Deutschen es wagen, hier frontal anzugreifen?

Im gleichen Maße wie beim Gegner drüben Unsicherheit und Unruhe wuchsen, stieg in den deutschen Stellungen die Ungeduld, nun endlich „rangehen“ zu können. Keiner war im Zweifel, daß es gelingen werde, aber wann endlich würde es soweit sein?

Abschuß oder nicht?

Gegen Ende des Monats, an einem Mittwoch, gab es für den dritten und vierten Zug der Batterie, die zur Flugabwehr eingesetzt waren, ein ganz besonderes Erlebnis.

Das Wetter war diesig, aber es regnete nicht. Die Sicht am Boden war schlecht. Von der atlantischen Küste her schoben sich tiefhängende graue Wolken über die Stellungen. Die Flugmeldeposten wurden verstärkt. Bei solchem Wetter mußte man besonders aufpassen. Immer wieder gab es Alarm, aber wenn die Maschinen in den Wolken flogen, war nichts zu machen. Die Kanoniere, die jedesmal an ihre Geschütze stürzten, wurden immer wieder enttäuscht. Einmal wurden sie sogar mitten ins Gulasch hinein alarmiert. Kaum, daß sie noch Zeit hatten, die Gabel in die Kartoffeln zu spießen. Der Eßnapf knallte hart auf den Boden, daß die Tunke nur so spritzte, und als man den Schaden in der Nähe besah, stellte sich heraus, daß es wieder blinder Alarm gewesen war, denn — ein eigenes Flugzeug flog ziemlich niedrig über die Stellung. Auch so etwas kam zuweilen vor. Fünf, sechs und mehr Alarme folgten.

Am Spätnachmittag, als es schon leise zu dämmern begann, näherte sich wieder ein Flugzeug aus Südwesten. Es mußte gerade aus den Wolken gestoßen sein, so urplötzlich donnerte es über das achte Geschütz hinweg. Motorengeräusch war vorher nicht zu hören gewesen, weil gerade eine Panzerkolonne auf der nahegelegenen Landstraße mit viel Lärm vorbeiratterte.

Der Flugmeldeposten sah einen Schatten, sah fremdartiges Leitwerk, sah französische Kokarden:

„Alarm — Flugzeug in Richtung 3 — Alaaarm!“

Da war die Maschine schon weitergesaust, mit dröhnendem Gebrumm, und bald wie ein Spuk verschwunden.

Ein Glück, daß gerade der K 1 in seinem Richtsitz gesessen hatte. Er jagte geistesgegenwärtig dem Franzosen noch einen Feuerstoß nach. Treffen konnte er ihn nicht mehr, die Entfernung war zu groß, das wußte er, aber er konnte durch seine Schüsse die anderen Geschütze alarmieren und ihnen die Richtung weisen, die der Feind genommen.

So kam der Franzose in den Schußbereich der weiter vorn liegenden Batterien. Die Leuchtspurmunition der anderen 2 cm-Kanonen legte sich wie ein Gespinst aus blinkenden silbernen Fäden um den feindlichen Apparat.

Unten krachte es überall. Batterie Hagen schoß. Die Mündungsfeuer blitzten. Wie zuckende Irrlichter sah es aus, dazu ein ohrenbetäubendes Knattern und Knallen. Rings um den fliehenden Gegner platzten jetzt auch Geschosse von schweren Geschützen und sprühten ihre gefährlichen Splitter in alle Winde.

Der dort oben im Flugzeug mußte die tödliche Gefahr erkannt haben, denn er zog sofort steil höher auf die Wolkendecke zu. Das war die letzte Rettung für ihn.

Schon hatte er die Wolken erreicht und war verschwunden. Von unten hatte man gerade noch sehen können, wie er eine Rauchfahne hinter sich zu entwickeln begonnen hatte. Einige Kanoniere behaupteten sogar, einen Feuerschein gesehen zu haben. War er schwer getroffen?

Schade, daß nunmehr jede weitere Beobachtung unterbunden war. Die Geschütze mußten ihr Feuer einstellen.

Plötzlich, einige hundert Meter jenseits der deutschen Stellungen, schon über den Bunkern der Maginotlinie, löste sich dasselbe Flugzeug wieder aus den Wolken. Jetzt sah man, wie der Motor stark qualmte und dicke rußschwarze

Schwaden hinter sich herzog. Der Apparat ging tiefer und tiefer, setzte wie zum Gleitflug an, sackte dann aber ab, verschwand hinter einem Wäldchen und entzog sich so den Blicken seiner Beobachter.

Man sah dann einige Kilometer entfernt, auf französischem Boden, eine hohe, pilzförmige Rauchwolke, die eine Zeitlang wie eine Wetterwolke am Himmel stehen blieb.

Dieser Rauch war auch von anderen, am Abschuß selbst nichtbeteiligten Zeugen einwandfrei beobachtet worden. Dennoch sollte der Abschuß keine Anerkennung finden.

Unteroffizier Mentzel machte sich mit einem Suchkommando auf den Weg, nachdem er vom Batteriechef die Erlaubnis bekommen hatte, nach Flugzeugteilen, einem Fallschirm oder nach irgendeinem Beweisstück zu suchen, das die Behauptung der Batterie, einen heruntergeholt zu haben, hätte beweisen können.

Am liebsten wären sie alle mitgegangen. Aber nur Senkpiel, Konny Mertens und Hoffmann nahm er sich mit auf seine Expedition ins Niemandsland.

Unterdessen war die Nacht hereingebrochen. Es war klarer geworden, der Mond hatte sich hervorgewagt. Mentzel suchte Stunden um Stunden und durchstrich weite Teile des vor der Stellung liegenden Raumes. Öfter bekamen sie feindliches MG-Feuer, dann mußten sie eine ganze Strecke robben. Wenn das Geschieße zu toll wurde, warteten sie in einem Granattrichter den Feuerüberfall ab und suchten dann weiter. Sie gaben sich wirklich alle Mühe, ohne jedoch etwas zu finden.

Ein grausiger Fund

Auf dem Rückweg waren die feindlichen MGs immer noch auf der Wacht. Man mußte verteufelt aufpassen. Einmal spritzten die Kugeln so unmittelbar neben ihnen in den Dreck, daß sie froh waren, schnell in einen verlassenen französischen Schützengraben springen zu können. In ihm kamen sie ein ganzes Stück in guter Deckung weiter.

Plötzlich sahen sie auf der rechten Seite einen kurzen Seitengraben, der zu einem Unterstand führte. Senkpiel und Konny sollten ihn untersuchen, während Mentzel und Hoffmann solange beobachten wollten.

Konny ging als erster hinein. Sie mußten sich ordentlich bücken, denn der Eingang war niedrig. Innen war es stockfinster, und es roch eigentümlich. Widerlich süß.

Langsam tasteten sie sich vorwärts. Sie fühlten, daß es ein gut ausgebauter Unterstand gewesen sein mußte, denn die Holzstempel waren dick und fest. Alles schien gut abgestützt; am Boden links und rechts waren Bretter eingeschlagen.

Plötzlich raschelte es hinten irgendwo. Ratten? Mäuse? — Es war nicht genau festzustellen, aber man merkte wenigstens, daß dort Stroh lag.

Konny raffte davon schnell eine Handvoll zusammen, drehte sich eine behelfsmäßige Fackel und steckte sie an. Im gleichen Augenblick faßte Senkpiel Mertens erschrokken am Koppel, daß der beinahe das brennende Stroh hätte fallen lassen. Seine Hand zitterte vor Erregung, als er in die eine Ecke zeigte, seine Augen waren vor Entsetzen ganz weit aufgerissen:

„Du! Konny! — Du! — Da — dahinten — an der Wand!"

Konny drehte sich um und starrte in die angegebene Rich-

tung. Es verschlug ihm die Sprache. Das war ja entsetzlich!

Da lagen Neger, wohl ein Dutzend oder mehr, tot! Von einer geballten Ladung oder von einem Artillerievolltreffer fürchterlich zugerichtet.

Die einen hatten noch das Gewehr schußbereit, andere hielten ein blinkendes Messer. Einem waren beide Beine weggerissen ..... Grauenhaft!

Entsetzt wandte sich Senkpiel ab und strebte dem Ausgang zu. Da saß plötzlich unmittelbar vor ihm eine Gestalt, ein baumlanger toter Neger, wie ein Wächter, der keinen aus dieser Stätte des Grauens herauslassen wollte. —

Wie befreit atmete der junge Kanonier auf, als er wieder frische Luft um sich fühlte.

Konny schleuderte die fast abgebrannte Fackel zu Boden, trat sie aus und war in ein paar großen Sprüngen auch wieder draußen bei seinen Kameraden.

Mentzel sah sie an und schob sie, ohne ein Wort zu sagen, in den Laufgraben: sie mußten zurück. Nur erst einmal weg von hier!

Konny und Piccolo durften — mit aller Vorsicht natürlich! — in einem Granattrichter eine Zigarette rauchen. Mentzel, sonst leidenschaftlicher Raucher, wollte jetzt nicht. Er blieb oben auf dem Rand liegen und hielt Wacht. Die anderen sollten sich nach dem Schrecken wirklich einmal einen kurzen Augenblick entspannen können. Und außerdem traute er seinen eigenen Augen immer noch am meisten.

Die beiden genossen ihre Zigarette und waren ihrem Unteroffizier innerlich dankbar, daß er so für sie sorgte. Mit langen durstigen Zügen zogen sie den Rauch in die Lunge. Das tat gut!

Gerade wollten sie wieder weiter, da bückte sich Hoffmann: vor ihm lag ein Stück Ledergurt, eine Art breiter

Riemen. In der Dunkelheit war nicht festzustellen, woher er stammte. Es konnte ein Traggurt von einem Fallschirm sein. Schon diese Möglichkeit hob ihre Stimmung sichtlich. Mentzel aber zuckte zweifelnd die Achseln. Erst abwarten!

Inzwischen hatte er sich im Gelände orientiert. Er wußte, wie er das letzte Stück zu seinem Geschütz am besten zurücklegen konnte. Alles ging dann auch ohne Schwierigkeiten, ein paarmal mußten sie noch laufen — der wachsamen französischen MGs wegen!

In der Batteriebefehlsstelle erstattete er dann seine Meldung. Der Oberleutnant freute sich offensichtlich über den Schneid und Eifer. Er untersuchte gemeinsam mit Leutnant Beckmann und dem Unteroffizier den geheimnisvollen Fund aus dem Niemandsland. Es war ein armlanges Stück Leder. An einem Ende waren mehrere Löcher eingebohrt, das andere, an dem sich wohl eine Schnalle befunden hatte, war abgerissen. Die Rißstelle schien ganz neu, der Riemen konnte also noch nicht lange im Freien gelegen haben. Sollten sie Glück gehabt haben?

Dann aber kam die große Enttäuschung: Leutnant Beckmann fand auf der Rückseite einen deutschen Stempel. Damit waren die kühnen Träume zerronnen. Es war nun endgültig nichts mit der Abschußanerkennung. Schade! Aber Mentzel hatte dem gleich nicht so recht getraut.

Die Batterie reichte zwar einen Bericht über die Gefechtstätigkeit ein. Sie stellte darin fest, daß sie mit hoher Wahrscheinlichkeit den französischen Aufklärer zum Absturz gebracht habe. Ein langer Schriftwechsel entwickelte sich, Zeugen wurden vernommen, Zeichnungen angefertigt, Berechnungen angestellt. Das Ende vom Lied war jedoch, der Abschuß wurde nicht bestätigt: es lägen keine einwandfreien

Beweise vor, und zudem habe es sich auch um einen ausbrennenden Bunker — in jenen Tagen ein beinahe alltägliches Bild — handeln können.

In der Batterie gab es lange Gesichter, innerlich aber blieb jeder überzeugt, daß der Franzose vom konzentrierten Abwehrfeuer der 2 cm-Geschütze der Batterie Hagen zur Strecke gebracht worden war.

Der Tag X: 14. Juni 1940

Für den linken deutschen Heeresflügel wurde der 14. Juni der große, entscheidende Tag.

Am 5. Juni hatte zunächst die rechte Heeresgruppe, von der unteren Somme aus, zu ihrem kühnen Vorstoß in die Seinegegend angesetzt. Die Heeresmitte folgte vier Tage danach und ging — nach erbitterten, verlustreichen Kämpfen — über die Aisne in Richtung auf die Marne vor. Wieder fünf Tage später, also am 14. Juni, griff dann der linke Flügel in gewaltigem Ansturm die Maginotlinie an. Ziel des Angriffes war, das riesige Befestigungssystem auf der ganzen Linie zu durchbrechen...

Pioniere und Sturmtruppen der Infanterie waren in den letzten Nächten nach vorn gezogen worden. Sie rasteten, tagsüber in ihren Zeltlagern verborgen, vor den feindlichen Festungswerken. Die rückwärtigen Geschütze der Flakbatterie Hagen sahen sich dadurch vor eine neue Aufgabe gestellt: den Schutz dieser feldgrauen Kameraden gegen Luftangriffe zu übernehmen. Tagsüber kreiste zuweilen ein feindlicher Aufklärer in großer Höhe, für die 2 cm-Geschütze unerreichbar, aber das war eine Ausnahme. Man merkte es über-

all, daß die deutsche Luftwaffe die französische zerschlagen und zum größten Teil vernichtet hatte. Dem Gegner fehlte es jetzt, in der entscheidenden Stunde, an Fliegern und damit auch an genauen Unterlagen über die deutschen Vorbereitungen. Er tappte im Dunkeln.

Inzwischen war die Spannung bei den Kanonieren bis ins Unerträgliche gestiegen. Immer war noch kein Befehl da! Sie fieberten, daß es endlich losginge. Längst waren die Waffen noch einmal alle bis ins Kleinste durchgesehen und geölt, die Munition ergänzt, die Fahrzeuge getankt, Ausrüstung und Geräte vervollständigt. Warum kam der Befehl nur nicht?

Und dann traf er eines Tages doch ein. Es ging los! Tag „X“ wurde der 14. Juni. An diesem Freitag setzte die deutsche Artillerievorbereitung schlagartig ein.

Und was für eine Artillerievorbereitung! Hunderte von Geschützen, kleinen, mittleren und schweren Kalibers, auf engstem Raume zusammengezogen, feuerten ab 7,30 Uhr morgens, stundenlang und ununterbrochen, auf die gegnerische Front. Langrohre, Mörser, sogar schwerste Eisenbahngeschütze mit der gesamten zur Verfügung stehenden Feldartillerie und den leichten Waffen — alles, was überhaupt Rohre hatte, schoß!

Die scheinbar erstarrt gewesene Front zeigte schlagartig, welch furchtbares Leben in ihr steckte. Eine ins Gigantische aufgestaute Angriffsgewalt, die in langen Wintermonaten angesammelte Kraft schien sich in einer gewaltigen Explosion auf einmal zu entladen.

Alles ging auf die Minute genau, und die Feuerwalze lief wie ein Uhrwerk von höchster Präzision.

Feuerschlünde taten sich auf. Der Boden bebte und erzitterte wie bei einem großen Vulkanausbruch. Steine

und schwere Erdbrocken gingen drüben in die Luft, haushoch; Holzplanken, Buschwerk, ja ganze Bäume wirbelten in alle Winde. Und dicke Rauchschwaden legten sich über die Maginotlinie. Es war ein Dröhnen und Krachen wie von hundert Gewittern. Das Element schien entfesselt.

Auch der Poilu schoß zurück. Mit seinen Geschützen aus den Betonwerken, den Panzertürmen. Sein Feuer lag gut. Überall krachten die Einschläge vom Vorfeld bis weit ins Hinterland hinein.

Die Detonationen der feindlichen Granaten vermischten sich mit dem Krachen der eigenen Abschüsse zu einem wahren, orkanartig wachsenden Höllenlärm!

So ging es Stunde um Stunde. Immer noch schoß die deutsche Artillerie über die eigenen Gräben in hohem Bogen hinweg, wo die Sturmtruppen zum Antreten bereit lagen. Immer wieder ein Blick auf die Uhr. Noch war es nicht so weit. Das wußten sie.

Hinten am Horizont erschienen kleine schwarze Punkte, die sich rasch vergrößerten.

„Die Ju 87!" — „Mensch, da, Stukas!" — „Sie kommen!" so schrien die Kanoniere durcheinander. In Ketten und Staffeln flogen die Sturzkampfflugzeuge in großer Höhe an. Wunderbar sah es aus, wie sie herangebraust kamen. Rasch waren sie über den eigenen Linien. „Paß auf, gleich gehen sie ab!" rief Kramer.

Und schon hatten die oben ihr Ziel erkannt, kippten ab, einer nach dem anderen, und schossen in jähem Sturz nach unten. Es sah aus, als würden sie im nächsten Augenblick auf der Erde zerschellen. Da klinkten sie punktgenau ihre Bombenlast aus und stiegen in der gleichen Sekunde schon wieder steil nach oben.

Und so kam eine Welle auf die andere, stürzte sich mit



dröhnendem Aufheulen auf die gegnerischen Stellungen, dort Tod und Vernichtung abladend, bis sie der zur Sekunde wieder voll einsetzende Motor erneut hinauf in den Äther entführte.

Unten folgte Detonation auf Detonation. Eine endlose Kette furchtbarster Zerstörungen. Die Sturzkampfflieger verrichteten ganze Arbeit.

Jetzt deckte die deutsche Artillerie die rückwärtigen Verbindungen des Gegners mit ihrem Geschoßhagel zu. Die Feuerwalze war weiter gewandert, tief in die gegnerischen Stellungen hinein. Nun mußte der Zeitpunkt zum Antreten kommen, auf den die in den Ausgangsstellungen liegenden Pioniere, Infanteristen und die anderen so lange warteten. Auch Hagen wartete mit seiner Batterie.

Durchs Glas konnte er sehen, daß zwei feindliche Bunker, ihnen direkt gegenüber, schwer getroffen waren. Den einen hatte eine Stukabombe von oben nach unten durchschlagen, so daß er mit einem breiten Riß durch den Betonleib jäh auseinanderklaffte. Er brannte noch lange, und sogar am nächsten Tage drang noch Qualm aus dem tiefen Spalt. Den anderen hatte die Artillerie gefaßt und so eingedeckt, daß er auch nicht mehr kampffähig war.

Aus einem dritten Panzerwerk kam nur ab und zu ein Schuß auf die deutschen Stellungen. Auch hier mußte es schwere Treffer gegeben haben. Hagen konnte nichts Genaues feststellen, dazu war die Sicht zu schlecht.

Allmählich hatte sich eine beizende Wolke aus Rauch, Pulverdampf und Staub gebildet, die sich wie ein undurchdringlicher Schleier über das ganze Schlachtfeld legte.

Die Batteriebefehlsstelle berichtete, daß auch an anderen Orten, soweit zu beobachten, Festungswerke in der Maginotlinie ausgefallen waren. Aus einem hatte sich die Besatzung

sogar fluchtartig zurückgezogen, obwohl man an dem Betonklotz später kaum Beschädigungen entdeckte. Das schien aber eine Ausnahme zu sein, denn in den anderen Bastionen verteidigte sich der Poilu zäh und verbissen. Aus einem Bunker im Abschnitt des fünften Geschützes wurde sogar noch gefeuert, als er schon fast zu einem Trümmerhaufen zusammengeschossen war.

Niemandsland

Am frühen Nachmittag des 14. Juni gingen die Sturmdivisionen zum Angriff auf die Maginotlinie vor. Pünktlich zur Minute und einheitlich auf der ganzen Front. In vorderster Linie die Pioniere mit ihren Sprengladungen, die Stoßtrupps der Infanterie, dazu leichte Infanteriegeschütze, Pak und eine Anzahl Flakkanonen. Unter ihnen auch das fünfte Geschütz der Batterie Hagen.

Lange hatten die Soldaten warten müssen, lange hatte man ihre Geduld auf die Probe gestellt. Nun aber war es so weit. Es war ein ganz eigenes, stolzes Gefühl, jetzt zum ersten Male zum Großangriff auf den Feind anzutreten. Durch die Gassen der eigenen Hindernisse in stürmischem Vorwärtsdrängen ins Niemandsland hinein!

Das Niemandsland! —

Granattrichter, Geröll, ein zerstampftes Feld, wieder Granattrichter, in denen Grundwasser stand. Eine Wiese, auf der noch Blumen blühten, ganz frisch gesplitterte, fast mannshohe Baumstümpfe, die Kronen lagen daneben, das Laub noch unverwelkt; man sah, daß alles eben erst heruntergefegt war.

Die Kanoniere mußten kräftig zupacken, um ihr Geschütz im Tempo des allgemeinen Vorgehens mit vorwärts zu bringen. Dazu war der Gegner auch noch verdammt lebendig. Seine Schüsse peitschten hart an ihnen vorbei. Einmal krachte es auf die Schutzschilde, ein anderes Mal streifte ein Geschoß Konnys Stahlhelm. Aber nichts konnte die Jungens am Geschütz beirren. Es ging vorwärts, immer weiter vorwärts, in den Feind hinein!

Und in diesem Hochgefühl des Kampferlebens, das keine Todesangst kannte, ging alles unter, was ihnen die lange Wartezeit, die nun hinter ihnen lag, manchmal schwer gemacht hatte: die endlosen, ermüdenden Wachen in dunklen, regenschweren Nächten, das immer wieder vergebliche Herausgeholtwerden, ohne dann zum Schuß zu kommen, und mancher Ärger sonst. Das alles war nun überwunden. Jetzt durften sie angreifen! Nun waren sie auch vorn am Feind, und ihnen gegenüber lagen die schweren Panzerwerke der Maginotlinie, die alle Welt für uneinnehmbar hielt.

Auf halber Höhe vor ihnen sahen sie schon die Kameraden von der Infanterie.

„Los! Leute!" rief Mentzel, „wir müssen hinterher!" Die Kanoniere packten fester zu, Mentzel griff selbst mit an. Der Schweiß lief ihnen übers Gesicht, obwohl es gar nicht heiß war.

Sie keuchten, aber es ging vorwärts.

Oben auf der Anhöhe kam der Angriff der Infanterie zunächst nicht weiter. Der Feind hielt den Kamm unter rasendem MG-Feuer. Aus einer Mulde und vom nächsten Hügel her schossen mehrere Maschinengewehre, anscheinend noch völlig intakt. Mit den leichten Waffen war da für die Infanterie allein nicht weiterzukommen.

„Flak nach vorn!" wurde nach rückwärts durchgesagt.

„Flak nach vorn!“, das war der Ruf, den die Männer der Fünften noch oft in diesen Angriffstagen hören sollten. Mentzel hatte schon vorher erkannt, daß da etwas nicht in Ordnung war, und wußte, daß er helfen sollte.

Er war indes mit seinem Geschütz erst den halben Abhang hinauf. Nun mußte es schneller gehen! Dazu brauchte er aber noch mehr Leute! Wer an Infanteristen in seiner Nähe lag, sollte mit zupacken, freiwillig faßten auch noch andere an, und so wurde es mit vereinten Kräften geschafft!

Dicht unterhalb des Kammes ließ Mentzel noch einmal eine kleine Pause machen. Kurz Luft schnappen! Inzwischen erklärte er gleich die Gefechtslage.

Vorsichtig schob die Geschützbedienung die Kanone weiter nach oben, gerade so weit, daß das Rohr über den Kamm reichte. So konnte es die Widerstandsnester drüben unter Feuer nehmen. Der Schutzschild bewährte sich wieder einmal ganz hervorragend, die feindlichen MG-Geschosse prallten klirrend von ihm ab. Wer dahinter saß, konnte sich ordentlich sicher fühlen.

Nun konnte der K 1 loslegen. Er fegte mit seiner „Feuerspritze“ die Mulde und den Hang des nächsten Hügels ab, woher die tödlichen Garben des Poilu kamen. Links und rechts daneben unterstützten schwere MGs und einige Pakgeschütze das Feuer des Fünften.

Auffallend, wie schnell der Feind nachließ. Das eine oder andere MG mußte ausgefallen sein. Vielleicht aber waren es auch nur einige MGs der Nachhut gewesen, die mit ihrem hinhaltenden Widerstand den Hauptkräften den Rückzug in die Festungswerke hatten ermöglichen sollen. Nun war diese Aufgabe erfüllt, und sie hatten abbauen können.

Dafür setzte jetzt die französische Artillerie ein und

bepflasterte die Höhe. Ihr Feuer lag verteufelt gut. Mentzel fluchte.

„Hat sich drauf eingeschossen — sicher — schon lange — der Bursche!“ knurrte er.

Dicke Brocken kamen herüber! Wumm-Bumm! Knapp dreißig Schritt von ihnen ein Volltreffer in ein sMG. Die ersten Toten.

Die nächste Granate ging in der Nähe eines Pioniertrupps krachend hoch. Wieder einige Tote und Verwundete.

Da kam die eigene Artillerie zu Hilfe. Ihre Beobachtung mußte ausgezeichnet funktioniert haben. Nun wurden die gegnerischen Batterien eingedeckt. Mit Genugtuung stellten das die Männer auf der Anhöhe fest.

Anderswo war der Angriff besser vorangekommen. Teilweise hatten Kameraden das Befestigungssystem schon erreicht, an einzelnen Stellen waren stärkere Forts sogar schon „geknackt“!

Unteroffizier Mentzel knirschte mit den Zähnen, als er die stolzen Erfolgsmeldungen hörte. Ausgerechnet in seinem Abschnitt ging es nun nicht vorwärts. Ausgerechnet! — Das war bitter!

Hier lagen sie noch eine ganze Weile fest. Erst als das feindliche Feuer etwas nachließ, glitten die ersten Infanteristen und Pioniere, jede auch noch so spärliche Deckung vorsichtig ausnutzend, über die Anhöhe den Hang hinunter. Mentzel blieb mit seinem Geschütz einstweilen noch oben und funkte.

Ein tolles Stück leistete sich Hoffmann. Niemand hätte ihm, dem Bedächtigen und Schwerfälligen, das zugetraut. Seitdem wagte es auch keiner mehr, ihn zu verulken:

Um das Rohr wechseln zu können, mußten die Kanoniere das Geschütz ein paar Meter in die Deckung zurückziehen.

Bis sie es wieder in Stellung gebracht hatten, war jedesmal kostbare Zeit verloren gegangen.

Als das nächste Mal „Rohrwechsel“ befohlen wurde, richtete sich Hoffmann seelenruhig aus der Deckung auf, sprang vor das Geschütz, während rings die Kugeln um ihn pfiffen, wickelte die Asbestlappen um das heiß geschossene Rohr, nahm es heraus und war schon wieder in Deckung, noch ehe den anderen so recht zum Bewußtsein kam, was los war.

Und ebenso schnell setzte er dann auch das neue Rohr ein. Den Rock hatte er ausgezogen, die Hemdsärmel hochgestreift, dann packte er das Rohr und sprang aus der Deckung. Zwei Kugeln klatschten dicht neben ihm auf den Schutzschild. Hoffmann ließ sich nicht stören. Mit der gleichen Ruhe wie vorhin schob er das neue Rohr in die Hülse. Es konnte weitergeschossen werden!

„Donnerwetter!“ sagte Mentzel, „Allerhand!“ — Das bedeutete ungefähr das höchste Lob, das man aus seinem Munde hören konnte.

Hoffmann wechselte am gleichen Tage noch zweimal das Rohr — allein. Er hatte Glück, er kam immer wieder heil in Deckung zurück, obwohl die Franzosen jedesmal wie verrückt auf ihn schossen, wenn er sich in voller Größe gegen den Himmel aufrichtete und eigentlich eine Zielscheibe bot, wie man sie nicht besser hätte haben können.

Gegen Abend ging es endlich auch für das fünfte Geschütz weiter. Der Abstieg in die Mulde war nicht einfach, aber er wurde geschafft.

Unten sahen sie dann, was ihre Waffe angerichtet hatte: es hatte furchtbare Verluste unter den Franzosen gegeben. Viele Tote lagen umher, oft bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Es waren auch Schwarze dabei. Einer lag am gesplitterten

Schaft seines MG, der andere hatte die Eierhandgranate noch wurfbereit in der Faust. Halb sitzend lehnte ein hünenhafter Neger gegen einen Baumstumpf, grauenvoll verstümmelt. Auch er war tot.

Bald kam Rastbefehl. Rast im Niemandsland!

Über die zerwühlten Wiesen und trichterübersäten Felder senkte sich allmählich die Nacht! Das Feuer wurde schwächer und schwieg bald ganz.

Maginotlinie durchbrochen

Während der Nacht wurde das fünfte Geschütz mit in die vorderste Linie gezogen, die von den deutschen Truppen am Tage erreicht war. Zum Greifen nah wuchs drohend vor ihnen der Koloß eines schweren Panzerwerkes auf. Es war eines der stärksten der Maginotlinie und hatte den ganzen Tag über jedem Angriff standgehalten und geschossen, obwohl es unter schwerem deutschen Artilleriefeuer gelegen hatte. Nicht ein Rohr des Forts war ausgefallen. Mehrfache Versuche, es zu stürmen, waren fehlgeschlagen. Es hatte Verluste gekostet.

Ausgerechnet dieses Fort, dessen Widerstandskraft so ungebrochen schien, ergab sich am anderen Tage als erstes. Kaum hatte die deutsche Nahkampfartillerie ihr konzentriertes Feuer eröffnet, da schlossen sich die Schießscharten, die weiße Fahne wurde gehißt. Vorsichtig näherte sich ein Stoßtrupp dem Panzerwerk, das wie ein toter Koloß dalag. Es fiel kein Schuß. Von der Besatzung niemand zu sehen. Mit aller Sicherung ging man von zwei Seiten gleichzeitig heran.

Kurze Verständigung.

Sturm!

Entschlossen sprang eine Handvoll Männer auf den schweren Betonklotz zu, Handgranaten, Sprengladungen oder Maschinenpistolen bereit. Sie liefen um das Fort herum und auf den rückwärtigen Eingang zu. Das Tor stand weit offen. Dunkel, drohend gähnte die Öffnung. Unheimlich...

„Hände hoch!"

Keine Antwort. Keine Bewegung.

Jemand leuchtete in die Tür.

Das Fort war leer...

Laut hallten die Schritte der Soldaten auf dem Steinboden. Sie vermuteten immer noch eine Falle und untersuchten alles gründlich. Die Waffen hatten sie entsichert. Aber es befand sich tatsächlich nicht eine Menschenseele mehr hier. Die Franzosen mußten einfach Hals über Kopf geflohen sein. Alles hatten sie zurückgelassen: Gewehre, Munition, Ausrüstung. Sie hatten nichts mitgenommen, nichts war unbrauchbar gemacht, nichts zerstört. Nicht einmal Minen schienen sie gelegt zu haben. Auf einem Tisch lag ein angeschnittenes Weißbrot. In der Ecke stand ein halbgeleertes Fäßchen Wein, daneben ein Behälter mit trockenem, hartem Kleingebäck, der Eisernen Ration. Auf dem Boden überall leere Hülsen, Zigarettenstummel, Papier und viel Schmutz.

Rätselhaft blieb, was den Poilu, nach dem tapferen Widerstand am Vortage, zur überstürzten Flucht veranlaßt hatte.

Ob sich die Besatzung einem zweiten pausenlosen Trommelfeuer nicht mehr gewachsen fühlte? Hatte man die Nerven verloren, oder war die Räumung aus taktischen Erwägungen vollzogen worden?

Nach dem Fall dieser Bastion war der Weg nach vorn für einen Teil der Sturmtruppen frei. In die Lücke stießen die Angreifer hinein, und sie befanden sich nun unmittelbar im ausgedehnten Befestigungssystem der Maginotlinie.

Mitten in einem künstlichen See lag drohend ein Festungswerk der Maginotlinie, das weithin das Gelände beherrschte. Am 14. Juni war erbittert darum gerungen worden, mehrmals wurde der Sturm abgeschlagen. Die Verluste waren nicht gering gewesen. Ungeheuer schwer, da heranzukommen. Das Wasser war mit Drahthindernissen gespickt. Es gab nur einen einzigen Zugang über einen Damm. Und der lag unter dem Punktfeuer der Franzosen. Wie hier weiterkommen? Selbst erfahrene Soldaten hatten bedenklich den Kopf geschüttelt.

Da fuhren des Nachts neue Geschütze auf. Die ursprünglich eingesetzten leichten Kanonen waren teilweise ausgefallen, sie wurden durch großkalibrige ersetzt. Ein ganz verwegenes Unternehmen war es, sogar auf dem Damm, auf dem gerade zwei Geschütze nebeneinander fahren konnten, zwei schwere Batterien in Stellung zu bringen. Die ganze Nacht hindurch mußten die Kanoniere fieberhaft arbeiten, mußten die Stellungen ausbauen, Splittergräben anlegen und Munition herbeischleppen. Zum Schlafen blieb da wenig Zeit. Denn im Morgengrauen bereits brüllten die ehernen Schlünde wieder auf, hüben wie drüben... das Artillerieduell begann von Neuem, und das Fort wurde schwer zugedeckt.

Erst später erfuhren die Kanoniere des fünften Geschützes, daß auch dieses Fort die weiße Fahne hatte hissen müssen.

Inzwischen waren ihnen Aufgaben an einer anderen Stelle des Abschnittes zugewiesen gewesen. Hagen sollte Abteilungen des Heeres, die im Kern des französischen Befestigungs-

systems operierten, im Erdeinsatz unterstützen. Die Batterie war weit auseinandergezogen und zug- oder geschützweise verteilt worden.

Im Morgengrauen des 15. Juni fuhr Oberleutnant Hagen seinen ersten Zug ab, von Geschütz zu Geschütz.

Welche Freude für ihn, seine Soldaten vor sich zu sehen: alles straffe, sehnige Gestalten, braun gebrannt, staubbedeckt und schweißverklebt, aber von den Strapazen der



letzten Kampftage kaum mitgenommen. Die Begeisterung leuchtete ihnen aus den Augen, mit dabei zu sein und vorwärts zu kommen, Erfolge handgreiflich vor Augen zu sehen, an denen sie selbst mitgewirkt hatten. Er konnte ganz beruhigt sein: die alle würden auch weiter ihren Mann stehen, selbst die ganz jungen unter ihnen, mochte kommen, was wollte.

Sein Kübelwagen rollte weiter, mal über Straßen, mal über Felder. Zu den anderen.

Ein eroberter, halbzerstörter Bunker stand am Wege. Der Oberleutnant ließ anhalten. Im Innern sah es wüst aus. Alles zertrümmert und verbrannt. Die Besatzung war in den Flammen umgekommen. Sie mußten sich bis zuletzt gewehrt haben, denn knapp vor den Schießscharten, vielleicht zehn Meter entfernt, lagen vier deutsche Pioniere. Tot.

Auf seiner Fahrt erhielt Oberleutnant Hagen die Nachricht, daß der erste Zug, den er soeben besucht hatte, nunmehr zusammen mit den Abteilungen des Heeres im Vormarsch begriffen sei. Dagegen fehlte seit Stunden jedes Lebenszeichen vom vierten und fünften Geschütz, die nach der Einnahme des Sperrforts ebenfalls ins Innere des Feindgebietes gestoßen waren...

Im rechten Nachbarabschnitt forderte eine Infanterieabteilung Hilfe an. Sie war bei einem kühnen Stoß durch die feindlichen Linien in eine Zange geraten. Frontal lag sie im Feuerbereich der französischen Festungstruppen, als sie plötzlich aus der linken und rechten Flanke mit MGs beschossen wurde. Diese hatten in zwei französischen Bunkern noch ihre Stellungen, die bisher von den angreifenden Truppen des Nachbarabschnittes nicht hatten genommen werden können. Granaten von vorn und pfeifende MG-Geschosse aus den Flanken, das war eine verteufelt unangenehme Situation!

Nur langsam kam die Infanterie voran. Während des überhöhenden Schießens einiger eigenen MGs konnten sich die Schützen robbend bis zur nächsten Deckung vorarbeiten. Sie nahmen dann ihrerseits das Feuer auf, um den nachkommenden Teilen, Schützen wie MGs, ein weiteres Vorgehen

zu ermöglichen. Aber auf die Dauer konnten die leichten Waffen der Infanterie keinen ausreichenden Schutz gewähren.

Und wieder hieß es: „Flak nach vorn!“, und es dauerte gar nicht lange, da kam die ersehnte Hilfe.

Kradmelder flitzten hin und her, Funker arbeiteten mit Hochdruck, leichte und schwere Flak ging in Stellung,



und nach kurzer Zeit griffen die Schnellfeuerkanonen der Batterie Hagen als erste in den Feuerkampf ein. Jetzt konnte der Feind wirksam bekämpft werden, und es zeigte sich deutlich, wie die gegnerische Feuerwirkung schwächer wurde. —

Auf der ganzen Front ging der Kampf mit Erbitterung weiter. Ein Festungswerk nach dem anderen streckte die

Waffen. Nur einige starke Forts leisteten noch immer Widerstand, aber allmählich sollten auch sie bezwungen werden...

Inzwischen war es Spätnachmittag geworden. Bei der Batteriebefehlsstelle langte ein Kradfahrer an. Man sah es ihm an, daß er eine lange, gefahrvolle Fahrt hinter sich hatte, der Mann war über und über mit Staub und Schmutz bedeckt. Er sah schwarz aus wie ein Neger, nur die Augen leuchteten gespenstisch hell im schmutzverkrusteten Gesicht. Aber er strahlte. Er kam von Unteroffizier Mentzel.

„Gott sei Dank!" sagte Hagen, denn er hatte auf Nachricht von Mentzel seit Stunden gewartet.

„Einen Schluck Wasser, bitte!" sagte der Kradfahrer heiser. Seine Kehle war ihm so trocken, daß er kaum sprechen konnte. Den Becher Kaffee, den man ihm reichte, stürzte er gierig hinunter. Er lachte befriedigt, dankte und machte seine Meldung:

Die Vorausabteilung mit dem vierten und fünften Geschütz der Batterie Hagen hatte eine abenteuerliche Fahrt hinter sich. Sie waren tief in den Gegner hineingestoßen. Überall in ihrem Rücken hatte es noch von Franzosen gewimmelt. Am Spätnachmittag waren sie mit einer benachbarten Vorausabteilung zusammengetroffen, die von rechts kam. Dadurch war es ihnen möglich gewesen, halbkreisartig eine Front hinter den zurückgehenden feindlichen Truppen zu bilden und dem Gegner den Rückzug zu verlegen. Er mußte kapitulieren. Die Männer um Mentzel hatten den französischen Offizier in ihrer Nähe gesehen, der über die Kapitulation verhandeln sollte. Man hatte es ihm angemerkt, wie schwer ihm dieser Weg zum Befehlshaber der deutschen Truppen geworden war. Kriegsschicksal!

Es hatte viel Gefangene und eine noch nicht zu über-

sehende Menge Beute gegeben. Der Kradmelder hatte die Nachricht sofort an Oberleutnant Hagen bringen sollen.

Hagen dankte dem Melder für seinen Bericht, sichtlich erfreut über den schönen Erfolg seiner Männer!

Inzwischen brach die Nacht herein. Wieder ließ das Feuer, wie des Abends immer, nach, bis es schließlich ganz verebbte. Der Wind strich durch den hohen Unkrautteppich, der die brachliegenden Felder bedeckte. Leuchtkugeln zischten steil in die Höhe und erhellten hier und dort für kurze Zeit das umliegende Gelände.

Oberleutnant Hagen saß in seinem Zelt und zog die Bilanz des Tages:

Alle seine Züge waren dicht am Feind gewesen und hatten in vorderster Linie in den Kampf der Infanterie eingegriffen. Der erste Zug war am weitesten vorgerückt, dem weichenden Gegner immer auf den Fersen. Hagen wußte gar nicht genau, wie weit dieser Zug vorangekommen war; denn er marschierte zur Stunde immer noch. Nur der dritte Zug hatte Pech gehabt. Die Männer waren zu ihrem Leidwesen zur Flugabwehr eingesetzt gewesen und hatten nicht in den Kampf unmittelbar eingreifen können. Sie beneideten ihre Kameraden, wußten aber, an einem der nächsten Tage würde auch für sie einmal die Gelegenheit kommen, sich am Feinde zu bewähren.

Der 15. Juni hatte ein stolzes Ergebnis gebracht: die Maginotlinie war durchbrochen. Es war ein entscheidender Sieg errungen. Am nächsten Tage würde die Verfolgung des geschlagenen Gegners unerbittlich weitergehen!

Einer gegen zehn

Das Husarenstück eines Kradfahrers der Batterie aus diesen Tagen wurde erst später allgemein bekannt.

Kam da der Gefreite Wiedenbrück mit seiner Maschine auf der Landstraße dahergefahren. Dreckspritzer bis an den Stahlhelm, Staubbrille auf der Nase, die Maschinenpistole umgeschnallt — wir alle kennen diesen Anblick. Sorglos im gemütlichen Arbeitstempo ratterte er drauf los, fast ein wenig zu sorglos. Denn er befand sich doch immerhin in einem Gebiet, das erst seit wenigen Stunden in deutscher Hand war.

An brachliegenden Feldern ging es vorbei, dann durch ein zerschossenes Dorf, über dem noch die Rauchschwaden lagerten, weiter durch schütteren Wald. Als er dann wieder auf die freie Landstraße kam, drehte er auf und brauste ab, daß der Staub nur so hinter ihm her wirbelte.

Plötzlich der singende Ton einer Gewehrkugel an seinem Ohr. Dann noch drei, vier Schüsse, fast gleichzeitig. Sie kamen von vorn. Verwundert und unwillig über die Störung blickte er auf und sah in kurzer Entfernung vor sich eine primitive Straßensperre: ein alter Bauernwagen war quer über die Straße gezerrt und ließ nicht einmal einen Durchschlupf für einen Motorradfahrer frei.

Blitzschnell überlegte er: an der Seite vorbei? Ging nicht, weil beiderseits ein tiefer Straßengraben war. Also stop!

Er bremste so scharf, daß er dabei etwas ins Schleudern geriet. Wieder pfiff es ihm um die Ohren. Da sollte doch gleich.....! Man hatte es anscheinend auf ihn allein abgesehen. Er sah genauer hin. Da entdeckte er hinter der Karre einen französischen Stahlhelm und einen mattblinkenden Gewehrlauf, der sich durch die Wagenräder geschoben hatte.

Wiedenbrück stieg von seiner Maschine, seelenruhig, und schob sie in den Schutz eines Baumes an der Straße. Er bockte sie noch auf, als die Kugeln schon wieder pfiffen.

„Donnerwetter!" fluchte er, „Bande da drüben!" Er nahm im Straßengraben Deckung und machte die Maschinenpistole schußfertig.

Er ließ sich aber Zeit mit dem Schießen, außerdem mußte er mit seiner Munition sparsam umgehen. Man konnte doch nicht wissen! Also erst einmal genau beobachten und dann ebenso genau zielen!

Plötzlich entdeckte er einen unvorsichtig hervorlugenden Kopf drüben an der Sperre. Peng — peng — peng! Ein erster Feuerstoß jagte hinüber.

Wiedenbrück wartete...

Seine Schüsse mußten nicht schlecht gesessen haben, denn von drüben kam es mit doppelter Ladung zu ihm herüber.

Er mußte den Kopf einziehen, die Kugeln strichen haarscharf über den Grabenrand. Erde spritzte ihm ins Gesicht. Von dem Baum, an dem er lag, splitterte Rinde ab.

Wiedenbrück drehte sich auf die Seite.... „Verflixt und zugenäht!" murmelte er, „was ist denn hier auf einmal so naß?"

Er tastete mit der freien Hand um sich und lachte halb ärgerlich, halb belustigt auf: er lag zum Teil in einer Pfütze. „Na also! — Dem ist ja abzuhelfen", und er rutschte ein Stücken weiter und „legte sich trocken".

Dann beobachtete er wieder scharf nach drüben, zielte und schoß. Die Antwort von drüben kam prompt.

Pffffffffffoiiii — sssssssssst —.

Der Vorderreifen seiner guten Maschine hatte eins erwischt, zischend strömte die kostbare Luft ins Freie!

„Nun ist's aber genug!" brüllte Wiedenbrück empört. „Da soll einem nicht die Galle überlaufen!" — Sollte er wegen dieser Burschen da drüben etwa zu Fuß laufen müssen? Das fehlte gerade noch!

Er kroch im Graben ein Stück nach vorn, bis er ziemlich dicht an den Bauernwagen herangekommen war. Mit einem Satz sprang er aus dem Graben und stand in Deckung hinter einem dicken Baum. Von da aus konnte er wesentlich besser beobachten.

Ganz deutlich sah er vor sich die Khakiuniformen. Er nahm seine Maschinenpistole in Augenhöhe, zielte und schoß.

Drüben rollte ein Körper zur Seite und blieb regungslos liegen.

Man schoß von drüben merkwürdigerweise nicht wieder. Ob man überlegte? Es schien, als berieten sie. Er ließ sie gewähren.

Dann schwenkte einer ein buntes Taschentuch, das er an das Gewehr gebunden hatte.

„Herauskommen!" befahl der Gefreite in seinem guten unmißverständlichen Deutsch. Französisch konnte er nicht. Nur ein paar Brocken. Was er so inzwischen aufgeschnappt hatte. Sie würden ihn auch so verstehen!

Wahrhaftig! Man hatte verstanden. Etwas zögernd richtete sich drüben ein Poilu auf und kam langsam schleichend auf den deutschen Kradfahrer zu. Er hielt die Hände hoch über dem Kopf.

Noch war Wiedenbrück vorsichtig und blieb in Dekkung. Ein Wortschwall schlug ihm entgegen. Er verstand kein Wort.

„Ach was! Nix compris! — Los, zurück — marsch, marsch! — Retour! Hole die anderen! Alle Mann hierher! Antreten! Allons!“

Dabei deutete er auf die Straßensperre, wo ja noch mehr stecken mußten. Der Franzose schien unschlüssig und sah sich nach seinen Kameraden um.

„Fix, fix!“ kommandierte Wiedenbrück um einen Grad lauter und tat so, als wollte er die Maschinenpistole in Anschlag bringen.

Der andere machte eilig kehrt, er hatte verstanden.

Hinter dem Bauernwagen neue Beratung. Wiedenbrück wartete. Als es ihm lange genug gedauert zu haben schien, feuerte er einen Warnungsschuß in die Luft. Das zog.

Zwei Franzosen auf einmal sprangen aus der Deckung, dann ein Dritter, ein Vierter.

„Gewehre hinlegen!“ rief der Deutsche und machte eine unmißverständliche Handbewegung dazu.

Brav legten die Poilus ihre Waffen auf die Erde. Drei Mann kamen im Gänsemarsch auf ihn zu. Aber was war denn das? Er traute seinen Augen nicht. Da kamen ja immer noch mehr! Gleich drei auf einmal. Zwei von ihnen stützten den Dritten, der einen Beinschuß hatte. Unter der Deichsel kroch Nr. 8 hervor, aber auch das war noch nicht der Letzte. Mit einem blutdurchtränkten Lappen um den linken Oberarm kam ein Neunter aus der Deckung. Die Gewehre hatten alle weggeworfen, einige nestelten noch an ihren Seitengewehren, um auch die abzulegen.

„So ist's schön! Alles dahin legen!“ ordnete Wiedenbrück an. Plötzlich sah er seine Maschine mit dem Plattfuß am Vorderrad und lief rot an: „Nun seht Euch mal die Schweinerei an, die Ihr da angerichtet habt! Was denkt Ihr Euch eigentlich? Total unbrauchbar! Sooooo ein Loch

im Schlauch!" Er zog das „So" absichtlich in die Länge, um es denen besser begreiflich zu machen.

Die Neun hatten begriffen und schwiegen betreten.

„Und hier, was ist denn das?" Er war näher an seine Maschine herangegangen. „Hier ist noch ein Streifschuß am Tank. Der ganze Lack ist weg! Und die Beule! Wie leicht hätte das ein Loch geben können! Der ganze Laden wäre in die Luft geflogen!"

Einer zuckte die Achseln, ein anderer im Hintergrunde setzte ein leises Lächeln auf, als er den Schaden sah. Die anderen aber waren verdattert.

„Na, ist ja nun nicht zu ändern!" meinte Wiedenbrück, „zeigt doch mal, wie Ihr eigentlich in der Nähe ausseht!" Er machte ein paar Schritte auf sie zu. Die anderen wichen zurück.

„Hierbleiben," lachte er, „ich will Euch ja nicht fressen."

Die Franzosen waren erleichtert, als sie ihn lachen sahen, und blieben stehen.

Er ging auf die beiden Verwundeten zu. „Ist wohl bloß eine Fleischwunde?" meinte er zu dem mit dem Beinschuß, „nicht weiter gefährlich." Der andere tat, als verstände er ihn, jedenfalls merkte er, daß der Deutsche es nicht böse mit ihm meinte.

Nun sah er sich den Mann mit dem Armschuß an.

„Der Arm ist kaputt — wird aber auch wieder gut."

Die Gefangenen wollten anscheinend noch irgendetwas von dem Deutschen. Sie redeten immer aufgeregter auf ihn ein und deuteten auf den Bauernwagen.

„Was ist denn los?" meinte Wiedenbrück. „Zeigt doch mal, was es da gibt!"

Er ging mit ihnen zurück. Da lag noch einer, das

Gesicht nach unten, die Hand noch um den Kolbenhals gekrampft. Er war tot.

„Das ist also der Zehnte.“ Wiedenbrück machte ein ernstes Gesicht. Er beugte sich über den Gefallenen.

„Nichts zu machen, der ist tot. Kopfschuß!“ meinte er nach einer Weile.

‚Kriegsschicksal‘, spannen sich seine Gedanken weiter, ‚ihn hat’s erwischt, konnte mir aber ebenso gehen. Einer gegen zehn! Wenn ich daran denke!‘ — — —

Er hieß die Gefangenen antreten. Der mit dem Beinschuß wurde auf das Motorrad gesetzt, zwei Gesunde schoben. Die anderen nahmen ihre Gewehre wieder auf, aus denen Wiedenbrück vorsorglich Schloß und Munition entfernt hatte, und gingen hinterher. Der Franzose mit dem Armbruch war Vorletzter und brauchte nichts zu tragen. Den Beschluß machte der Gefreite. Er hielt — sicher ist sicher, dachte er — die geladene Maschinenpistole in der Faust.

So langte der seltsame Zug, nicht wenig bestaunt, an der nächsten Sammelstelle an. Wiedenbrück lieferte seine Gefangenen ab und beschrieb die Stelle, wo der Überfall geschehen war und der Gefallene lag.

Als Oberleutnant Hagen dem Gefreiten Wiedenbrück einige Zeit später vor versammelter Front das EK überreichte und anerkennend von seiner vor dem Feinde bewiesenen Tapferkeit und Umsicht sprach, da erfuhren die meisten Kameraden der Batterie überhaupt erst von diesem Husarenstück. Wiedenbrück war noch lange der Held der Batterie.

Ein frohes Wiedersehen

Eine im Erdkampf eingesetzte Flakbatterie wird mit ihren einzelnen Zügen und Geschützen heute hier und morgen da gebraucht. So ist es erklärlich, daß auch Oberleutnant Hagen seine Batterie tagelang nicht zusammen hatte. Hier mußte ein Waldstück vom Feinde gesäubert, dort ein Widerstandsnest am Dorfrand niedergekämpft, dort ein Bunker mit direktem Schuß unter Feuer genommen werden. Als Sturmgeschütze waren sie immer an der Spitze der kämpfenden Truppe, mußten mit ihr weiter, immer neuen Angriffszielen entgegen.

Wenn dann eines Abends zwei Gruppen einundderselben Batterie nach langem Getrenntsein zusammentreffen, dann ist die Freude groß über dies unverhoffte Wiedersehen!

„Das wollen wir aber heute Abend feiern!" meinte Hagen zu seinen Leuten, als sich der erste Zug mit dem vierten und fünften Geschütz zufällig einmal auf diese Weise abends zur Rast in demselben Dorf getroffen hatten.

Das Dorf selbst schien wenig mitgenommen. Der Krieg war sehr schnell darüber hinweggegangen. Anscheinend war es schon länger geräumt gewesen, denn auf der Dorfstraße wucherte das Unkraut, die Kanoniere versanken im Schmutz bis zu den Knöcheln.

Die Fenster starrten blind auf die vorüberziehenden langen Kolonnen, aber von den Häusern war kaum eines beschädigt. Das versprach anständige Quartiere. Die Stimmung der Truppe war die denkbar beste.

Noch einmal wurden die beiden Schweine, die sie unterwegs herrenlos gefunden und „aus Mitleid" aufgenommen hatten, ausgiebig getätschelt und bewundert, ehe sich einer

vom ersten Zug, Schlächter von Beruf, mit seinen freiwilligen Helfern an die Arbeit machte.

Ja, diese beiden Borstentiere! Sie hatten als halbe Wildschweine in einem verwahrlosten Obstgarten herumgeschnüffelt und den Boden aufgewühlt. Da wurde eingegriffen. Die Kanoniere fingen sie mit vereinten Kräften und unter viel Hallo ein und verluden sie auf einen leeren Anhänger. So machten die Rüsselträger den weiten Vormarsch mit, bis eines Tages die Gelegenheit kommen würde, auf die alle warteten ...

Das Schönste aber war, daß Konny irgendwo Farbe aufgetrieben hatte und einen dicken Pinsel. Der Kerl hatte Humor! Einfach unbezahlbar! Er hatte jedem der nichtsahnenden Grunzer auf die prallen Schinken ein richtiges — ja, ein richtiges! — Menschengesicht aufgemalt. Das eine weinte, und das andere lachte! Mit Augen, Nase, Mund — „da war alles dran"! Die Kameraden hatten sich halb tot gelacht, als sie zusahen und aus den Umrissen erkannten, was Konny, der Tausendkünstler, da fertig brachte.

Unterwegs wollten alle hinter dem Schweinewagen herfahren. Verständlich! Es war auch ein nicht alltäglicher Anblick, den vor ihnen auf dem Anhänger die Hinterviertel der beiden Rüsselträger boten. Zwei feisten glatzköpfigen Spießerantlitzen gleich schaukelten sie schwabbelnd durch das Land, breitmäulig grinsend das eine, zu Tode traurig das andere, dem wie eine letzte Locke melancholisch ein Ringelschwänzchen bis in den aufgemalten Riesenmund fiel.....

Etliche Stunden später gab's dann Schweinebraten, Kartoffeln und Tunke, dazu köstlichen alten Pommard, von dem ein findiger Kanonier ein ganzes Fäßchen auf einem erbeuteten Bagagewagen entdeckt hatte. Zur größten Über-

raschung hatte der Batteriechef mitten in der Nacht noch mehrere Kasten Bayerisch Bier anfahren lassen. Der Himmel mochte wissen, wo er das aufgetrieben hatte! Man ließ ihn hochleben und tischte ihm als Gegengabe das saftigste Stück Schweineschinken auf.

Bratkartoffeln für die Allgemeinheit zu machen, wäre zu umständlich gewesen. „Zarathustra" aber wußte sich zu helfen. Nach dem Essen war er plötzlich verschwunden. Die Kameraden entdeckten ihn später — durch verräterischen Duft und Qualm aufmerksam geworden — in der Küche, gebeugt über eine riesige Schüssel Bratkartoffeln, in frischem Schweinefett knusperig gebräunt. Keinem wollte er etwas abgeben, und er verteidigte „seine" Bratkartoffeln hartnäckig gegen jeden Zugriff.

Drinnen in der Wohnstube saß alles beieinander. Was gab es da zu erzählen und zu fragen! Erinnerungen aus früheren Zeiten an gemeinsame Erlebnisse tauchten wieder auf. „Weißt du noch, damals.....?"

Hagen saß mitten unter seinen Leuten. Er kannte sie ja alle. Wie oft kam nicht der eine oder andere mit seinen besonderen Nöten und Sorgen zu ihm.

Zwei seiner Getreuen fehlten. Vom ersten Zug waren ein Unteroffizier und ein Gefreiter gefallen, beide am gleichen Tag.

„Wie hat sie's denn erwischt?" fragte Kramer einen vom ersten Zug.

„Baumschützen!" — Das genügte. Es wußten alle Bescheid.

Das fünfte Geschütz hatte noch keinen Toten zu beklagen gehabt. Kanonier Lobnitz war drei Tage, nachdem er zum Geschütz gekommen war, verwundet worden. Er war wohl längst in einem Lazarettzug nach Deutschland unterwegs.

Oberleutnant Hagen erhob sich und gedachte mit wenigen Worten der gefallenen Kameraden. Ein paar Minuten herrschte tiefes Schweigen in dem Raum, in dem es eben noch so fröhlich-laut zugegangen war .....

„Ich bin heute, Kameraden, an einem Bergabhang hinter einem zerschossenen Dörfchen an deutschen Soldatengräbern vorbeigekommen“, fuhr Hagen fort, „mit schlichten Holzkreuzen — Stahlhelm obenauf — mit Blumen geschmückt. Wir kennen alle solche Stätten. Sie zwingen uns zum Anhalten, zum kurzen Verweilen, wenn der Krieg uns auch nicht immer dazu Zeit lassen wird. Auf einem der Holzkreuze saß ein kleiner Vogel. Er war so klein und unscheinbar, daß ich ihn früher hörte, als ich ihn sah. Dieser Vogel sang so frei und unbekümmert, schmetterte sein Lied und jubilierte, als ob ihn das alles um ihn herum nichts anginge: der Kanonendonner, die verbrannten Häuser, die Wunden und das Blut. Das hat mich irgendwie innerlich gepackt. Ich weiß nicht, ob es einem von Euch auch so geht.“

Eine Stunde später wurde bekannt, daß die französische Regierung um Verhandlungen über einen Waffenstillstand gebeten hatte.

Die Nachricht löste einen ungeheuren Jubel aus. Hier vorn bei ihrem unaufhaltsamen Vorwärtsstürmen waren sie von der Welt und dem, was im Großen um sie vorging, ganz abgeschnitten gewesen. Sie hatten ja gar nicht geahnt, daß es schon so weit war, und daß der Franzose den Widerstand aufgeben mußte, wollte er nicht vollständig verbluten ...

Mitternacht war längst vorbei, als man ans Schlafengehen dachte. Stroh und Berge von wundervoll duftendem Heu in der Scheune standen als Nachtlager zur Verfügung.

Hoffmann schnarchte als Erster, und wieder so, daß die Balken sich bogen. Diesmal ließ man ihn gewähren.

Günter konnte lange nicht einschlafen. Die große Nachricht und die Worte seines Batterieführers schwangen in ihm nach.

„Was meinst du? Wird der Franzose noch lange mitmachen?“ fragte er Konny neben sich, von dem er gemerkt hatte, daß er auch noch nicht schlief. „Die sollten doch Schluß machen, es hat doch keinen Zweck mehr für sie.“

„Pétains Bitte um den Waffenstillstand ist schon der Anfang vom Ende. Sie können nicht mehr. Warte nur, es dauert nicht mehr lange.“

„Weißt du, Konny, wenn ich so an die Gefangenen denke, die wir in den letzten Tagen gemacht haben, da merkte man schon, daß viele von ihnen keine Lust mehr hatten. Sie haben sich einfach in den Straßengraben gesetzt und gewartet, bis wir kamen.“

„Aber nicht alle waren so. Denk mal an den französischen Offizier, dem der deutsche General seinen Degen gelassen hat. Der hat sein Fort heldenhaft bis zuletzt verteidigt.“

„Weißt du übrigens schon, daß der Pionierleutnant, mit dem wir gestern morgen zusammen vorgingen, gefallen ist?“

„Der große, blonde, mit dem EK I?“ fragte Günter erschrocken.

„Ja, eben der. Ein Neger hat ihm eine Eierhandgranate vor die Füße geworfen. Der Hund hatte sich totgestellt, und als der Leutnant zu ihm herankommt, wirft er plötzlich. War sofort tot. — Schade um ihn, war ein schneidiger Kerl!“

„Und was ist aus dem Neger geworden?“ fragte Günter.

„Daß der nicht mehr lange gelebt hat, kannst du dir wohl denken. — Aber es ist doch schrecklich, durch die schweren

Kämpfe glücklich durchzukommen und nun von so einem Schwein heimtückisch umgelegt zu werden."

Günter schwieg erschüttert. Die ganze Härte und Grausamkeit des Krieges standen vor seinem Bewußtsein.

Aus der Ferne klang dumpf Kanonendonner herüber. Dort ging also die Schlacht auch des Nachts weiter. Wie lange noch? Wann würde hier in Frankreich Schluß sein?

Kurze Zeit später war Günter Senkpiel eingeschlafen. Konny hörte, wie er ruhig und gleichmäßig tief atmete. Er stand auf, es war Zeit, er mußte auf Wache ziehen.

Als er aus der Scheune trat, war draußen eine sternenklare, warme Juninacht. Aufblitzende Mündungsfeuer am Horizont aber gemahnten an die rauhe Wirklichkeit des Krieges......

Baumschützen

Frankreich hatte in Compiègne die deutschen Waffenstillstandsbedingungen angenommen. Damit waren Schande und Schmach des Jahres 1918 am gleichen Orte, und zwar endgültig, getilgt.

Aber die Waffen schwiegen noch nicht. Auch die Batterie Hagen hatte man für einen Sonderauftrag herausgezogen. Ein umfangreiches, gebirgiges Waldgebiet war vom Franzosen noch besetzt. Er konnte nur langsam zurückgedrückt werden. Die unzugänglichen Schluchten und Täler machten ein Vordringen der deutschen Truppen sehr schwierig, zumal die ganze Gegend durch Baumschützen besonders gefährdet war. Auch hatte der Franzose hier seine Elitetruppen, insbesondere Alpenjäger, in den Kampf geworfen.

Eine harte Sache würde das werden!

Am nächsten Nachmittag hatten sie die Ausläufer des schwerumkämpften Waldes erreicht. Die eigenen Truppen waren schon tief in die Berge vorgestoßen, man hörte wildes Geschieße, anscheinend wurde dort erbittert gekämpft.

Die Batterie wurde erneut aufgeteilt, da die einzelnen Züge und Geschütze an verschiedenen Stellen eingesetzt werden sollten.

Wie eine hohe, starre Mauer drohte der gegenüberliegende Wald den deutschen Truppen entgegen, undurchdringlich und schwarz. In dem dichten Unterholz hatte der Gegner eine natürliche Tarnung und Deckung. Eigentlich ein zauberhaft schöner Anblick, wie die sinkende Sonne mit ihrem Licht die Stämme der Laub- und Nadelbäume umspielte! Und doch war Krieg — immer noch!

Zu sehen war nichts vom Gegner, nur hier und da ein aufblitzendes Mündungsfeuer, aber unaufhörlich peitschten wohlgezielte Schüsse auf den Angreifer. Wie gut auch jetzt wieder, daß die Flakkanonen Schutzschilde hatten!

Als sich die Männer mit ihrem Geschütz bis fast an den Wald herangeschoben hatten, stießen sie auf ein deutsches MG-Nest. Die MG-Schützen wären ihnen fast um den Hals gefallen, so freuten sie sich über die unerwartete Hilfe. Sie lagen nun schon Stunden um Stunden hier, ohne gegen den Gegner anzukommen, und hatten selbst manche Verluste erlitten.

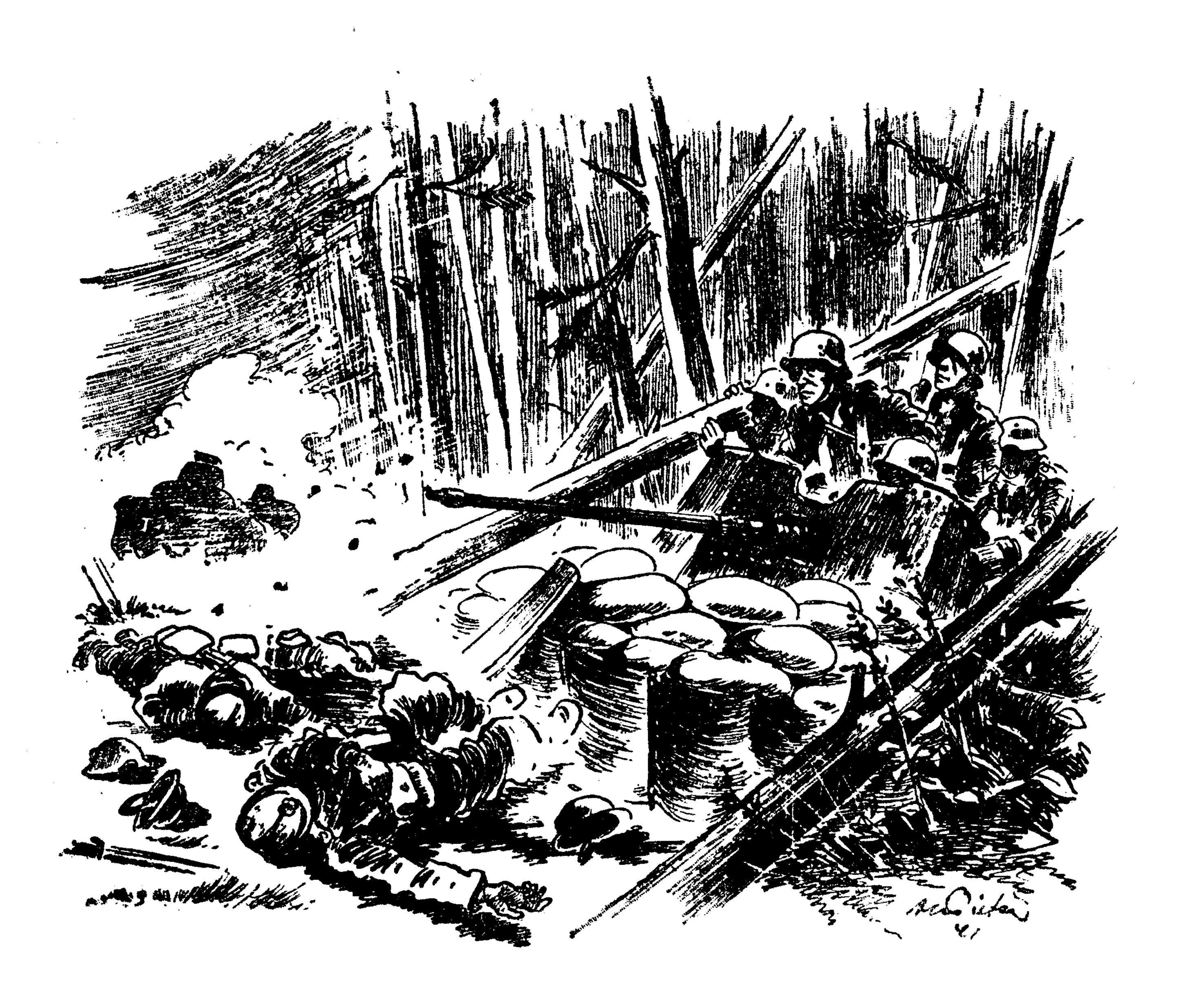
„Flak nach vorn!“, also auch hier wieder.

„Na, denn mal wieder ran an den Speck!“ meinte Konny und pfiff den Anfang des Frankreichliedes durch die Zähne.

Wenige Sekunden später: „Feuer frei!“, und die ersten Granaten zischten hinüber in den Wald. Prächtig, wie sie zwischen das Holz krachten, Zweige und größere Äste zu Boden prasseln ließen.

Mentzel kämmte mit seinem Geschütz ganz planmäßig den Abschnitt durch, der ihm zugewiesen war. Sicher hat er manchen Baumschützen von seinem luftigen Hochsitz heruntergeholt und unsanft auf die Erde befördert.

Das feindliche Feuer ließ dann auch bald nach, die Infanterie konnte wieder vorgehen. Während die anderen



den Feuerschutz übernahmen: immer schnell ran an den Wald, gleich „Sprung — Auf! Marsch, Marsch!"

Das fünfte Geschütz blieb weiter in seiner Stellung und feuerte, während die Infanterie vorging.

„Eigentlich gar nicht so ungefährlich für unsere da vorn", meinte Mentzel, als wieder eine Lage Granaten dicht

über die Köpfe der vorgehenden Infanterie in den Wald zischte.

Da kam auch schon das verabredete Zeichen: eine rote Leuchtkugel ging hoch, sie sollte sagen, daß der Waldrand erreicht war.

Nun war es an Mentzel, mit seinem Geschütz nachzukommen. Ein kurzes Kommando, und schon ging es im Laufschritt den Infanteristen nach. Mit dem Geschütz, das immerhin einige Pfunde wiegt, gar nicht so einfach! Noch dazu über freies Feld.

Als er mit seiner Kanone unter den ersten Bäumen ankam, war die Infanterie schon weiter. Von drinnen aus dem Wald kam noch Gewehrfeuer. Er suchte sich eine Schneise in Richtung auf das Geschieße in das Waldinnere hinein.

„Da sind ja Polen dabei", staunte Mentzel, als sie an Gefallenen vorbeikamen. Er blieb einen Augenblick stehen, vom ständigen Laufen schwer atmend, und fuhr sich über die Stirn, als wollte er trübe Erinnerungen aus dem vergangenen Jahre verscheuchen.

„Da — da, wieder welche!" rief Siebert und lief auf die am Boden liegenden Gefallenen zu. Plötzlich blieb er wie erstarrt stehen: „Nein, das hier sind ja Deutsche!"

Als die anderen näher kamen, bot sich ihnen ein schauriger Anblick. Auf der schmalen Lichtung lagen nicht weniger als zehn Deutsche, tot. Einige trugen noch Uniform, den meisten war sie heruntergerissen. Man hatte sie bis aufs Hemd ausgeplündert. Sicher waren sie gefangen gewesen, verwundet vielleicht noch dazu. Sie hatten sich nicht wehren können, und man hatte sie zu Tode gequält.

„Gesindel!" zischte Mentzel.

Die anderen wandten sich erschüttert ab.....

Bis zum Abend hatten sie keine Feindberührung mehr.

Immer wieder kamen sie an Gefallenen vorbei, auch an Deutschen. Das bewies, wie schwere Kämpfe hier vorher getobt haben mußten.

Noch kurz bevor es ganz dunkel wurde, stießen sie auf ihre Kameraden von der Infanterie und kamen in freies Gelände heraus. Sie waren heilfroh darüber, daß sie die Nacht nicht in diesem unheimlichen Walde zubringen mußten.

Das Ganze halt!

24. Juni morgens. — Der letzte Kampftag war angebrochen. Der Feind konnte kaum noch Widerstand leisten, nirgends ließen ihm die nachdrängenden deutschen Verbände Zeit, sich zu setzen. Es gab nur vereinzelt noch ernsthafte Aufgaben für die Truppe, dagegen stiegen die Gefangenen- und Beutezahlen von Stunde zu Stunde.

Batterie Hagen sammelte sich wieder. Sie waren alle hundemüde, die Männer; der Schweiß hatte sich mit dem Dreck zu einer richtigen Kruste um den Körper gelegt. Aber die Gesichter strahlten. Denn die Kameraden sahen sich einmal wieder alle beisammen, alte Freunde schüttelten sich die Hand, Scherzworte flogen hin und her, nur zu langen Erzählungen war noch nicht Zeit.

Der Oberleutnant kam zu jedem einzelnen Geschütz, sprach mit jeder Bedienung, ließ sich erzählen und freute sich, seine Männer wieder um sich zu haben. Mit Lob und Anerkennung hielt er nicht zurück und sprach sogar augenzwinkernd von Auszeichnungen, die da kommen würden.

Auch die „Mutter der Batterie“, der Hauptwachtmeister, kam, von seinem kläffenden Terrier begleitet, und sah

nach dem Rechten. „Er zählt die Häupter seiner Lieben“, meinte Konny scherzhaft und hatte damit nicht so ganz unrecht. Von der Mannschaft des Fünften fehlte nur Unteroffizier Mentzel. Er war zu einer Geschützführerbesprechung befohlen. Das Gerücht hielt sich hartnäckig, er würde bald einen Zug bekommen und Wachtmeister werden. Darüber waren die Männer gar nicht sehr erfreut, wenn sie natürlich auch ihrem Geschützführer diese Beförderung gönnten, ja sogar stolz darauf waren. Schließlich war es ja „ihr“ Mentzel. Aber sie wollten ihn nicht gern hergeben. Sie alle hatten immer zusammengehalten, in guten und in schlechten Tagen, und nun sollte einer ausbrechen? Was sollte das Geschütz ohne sein klares, schneidendes Kommando machen: „Fünftes Geschütz! Feuer — frei!“? Gar nicht auszudenken!

*

Die letzte Kampfnacht senkte sich über das vom Krieg heimgesuchte Land. Es war gut, daß es die letzte war; denn es war erschöpft, zermürbt, müde. Es konnte Waffenruhe brauchen . . . . .

Um 1 Uhr 35 kam aus weiter, weiter Ferne ein Trompetensignal. Überall wurde es aufgenommen und immer näher herangetragen. Jetzt schmetterte es auch unmittelbar neben dem fünften Geschütz auf, langgezogen, hell und klar:

Das — Ganze — halt!

Das — Ganze — halt!

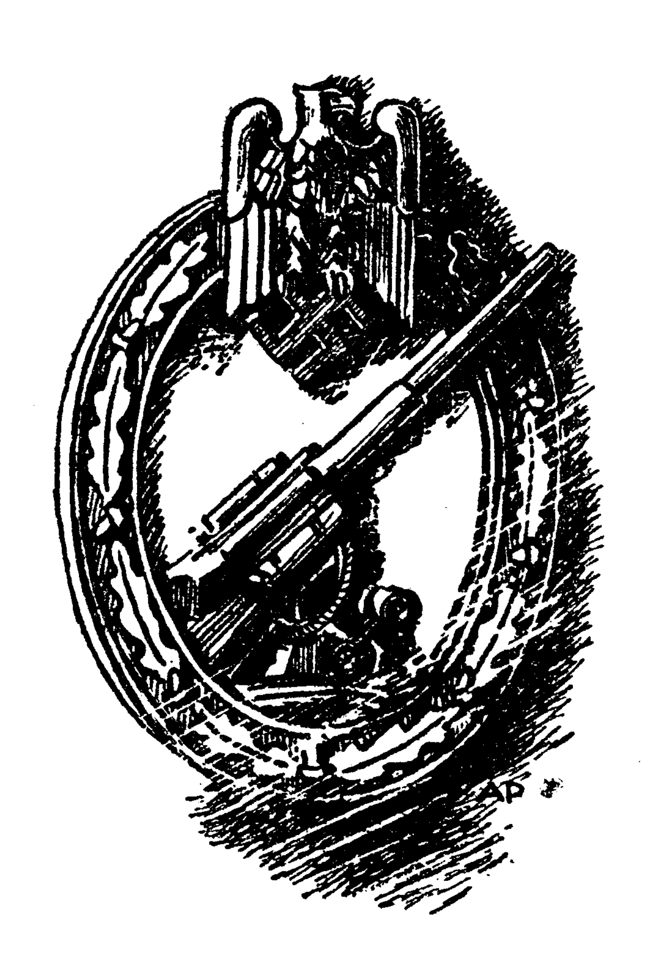
Waffenruhe! Über die nächtliche Welt ringsum legte sich eine kurze, tiefe, feierliche Stille. Sie alle nahmen es auf, die Soldaten hüben wie drüben, und wußten nun: die Waffen würden von jetzt ab ruhen. Dieser Kampf war ausgekämpft.

Hagen stand noch lange allein unter freiem Himmel, als die Signale, immer leiser und leiser werdend, in der Ferne verklangen; seine Gedanken trugen ihn weiter:
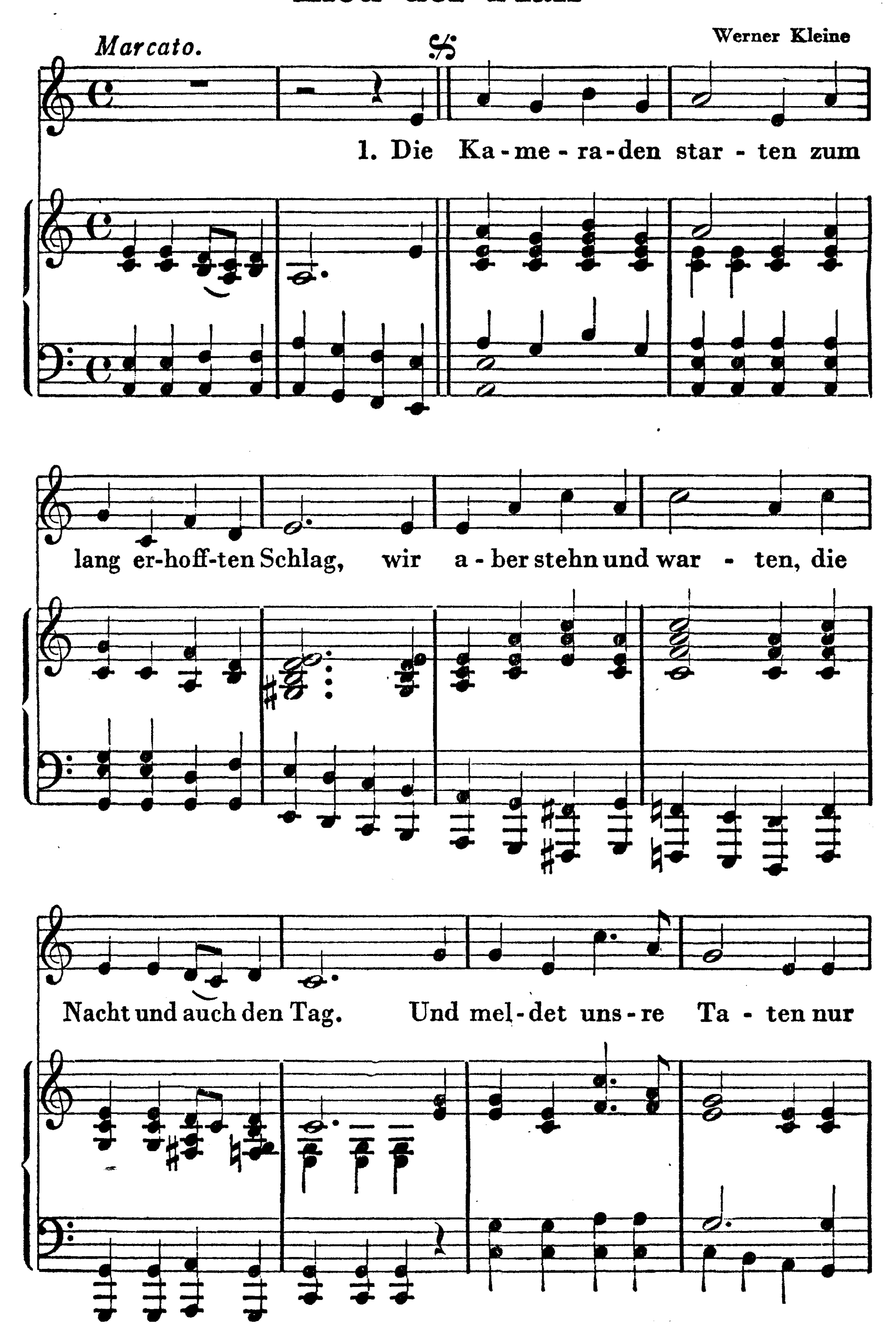
Dieser Kampf war aus, gewiß, aber der Krieg ging weiter und würde weitergehen, bis endlich der Sieg ganz errungen wäre. Wohin würde er mit seiner Batterie noch verschlagen werden? Wohin würde ihn der neue Befehl rufen?
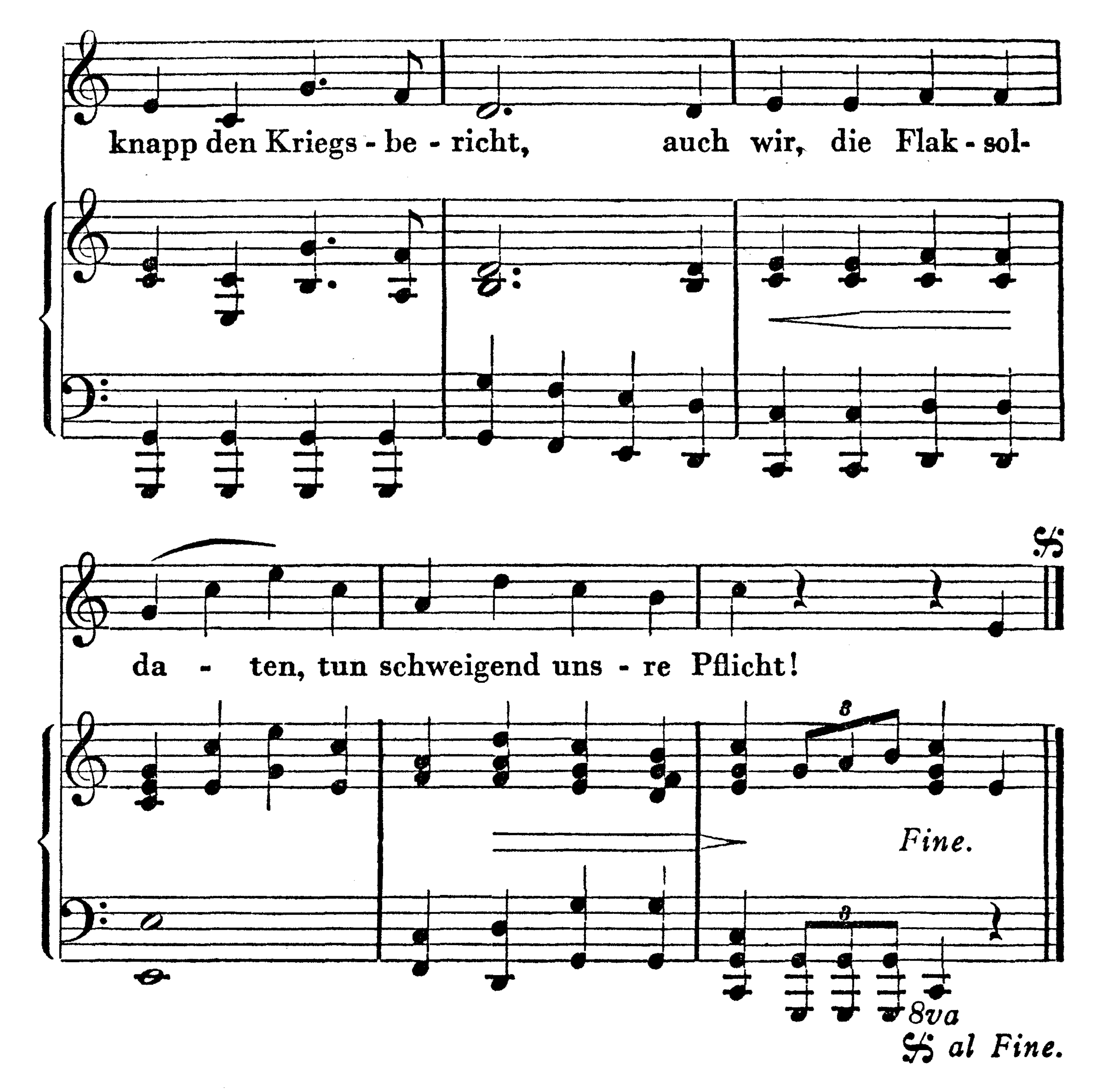
Ganz gleich — solange er seine Männer mit dabei hatte, so lange sie mit ihm marschierten, so lange würde die Batterie ihren Mann stehen und in jedem Einsatz ihre Pflicht erfüllen:

Für Deutschland!



Lied der Flak





Wir horchen in die Fernen mit angespanntem Ohr;
Wir spähen zu den Sternen ins dunkle Blau empor.
Und trüben Wolkenschwaden uns manchmal auch die Sicht —
Der Tommy kommt zu Schaden im höllischen Gericht!

Den Feind, den beim Alarme erwischt der grelle Strahl
Der langen Werfer-Arme, den trifft der heiße Stahl!
Der Leuchtspur grimme Saaten, sie sprüh'n ihm ins Gesicht,
Und Hagel von Granaten aus allen Rohren bricht!

Die Kameraden starten zum großen Bombenflug —
Wir aber stehn und warten, und leisten doch genug!
Und meldet unsre Taten nur knapp der Kriegsbericht —
Auch wir, die Flaksoldaten, tun schweigend unsre Pflicht!

Heinrich Anacker